

# Lemuels Ende

Mysteriöse Geschichten

von Bernd Flessner

ISBN: 3-8328-1168-0

©copyright 2001 by

**readersplanet**



## **Inhalt:**

Das Blatt

Friedhelm Hydrocephalus

Der Profi

Lemuels Ende

Granat

Schlachtgewicht

Finnegan's Wake

In Szene

Blind Date

# Das Blatt

Düstere Wolken und ein hinterhältiger Wind kündigten den Herbst an, eine Jahreszeit, der Karlheinz Bleibtreu bislang nur wenig entgegenzusetzen hatte. Waren erst einmal die lachsfarbenen Edelrosen und japanischen Ziersträucher verblüht, wurden die letzten Blütenköpfe braun und schwer, erreichte das Jahr unweigerlich seinen Tiefpunkt, war sein Garten bis zum ersten Schnee des Winters, der die welken Reste seiner mühevollen Arbeit längere Zeit vor seinen Pracht und Glanz gewohnten Blicken verbarg, dem alljährlich wiederkehrenden Untergang geweiht.

Der Wetterbericht der Tagesschau hatte Regen angekündigt, doch die schweren Wolken, die wie geballte Fäuste über seinem Garten schwebten, zogen langsam davon, ohne ihre Drohung wahr zu machen. Karlheinz Bleibtreu stand an der Fensterwand seines Wintergartens, ein Päckchen Düngestäbchen in der rechten Hand, und betrachtete den Nussbaum, der mächtig und stark im Garten seines Nachbarn wurzelte. Die Blätter waren im Großen und Ganzen noch grün, doch dieses Grün täuschte, wollte den Laien zum Narren halten, denn wer genau hinsah, wer sich nicht einem flüchtigen Eindruck hingab, der konnte erkennen, dass längst viele Blätter hier und da ins Gelbe übergingen und manche von ihnen bereits vom Braunton ihres baldigen Todes gezeichnet waren.

Noch war sein Rasen, der mit jedem englischen spielend hätte konkurrieren können, in dem die Arbeit von Jahrzehnten steckte, unbefleckt. Karlheinz Bleibtreu zeichnete das grüne Karree mit den Augen nach, sauber und linientreu wurde es von den weißen Grenzsteinen aus Marmor, gebrochen auf der Insel Thassos, die seit der Antike für ihren blütenweißen Stein berühmt ist, im Zaum gehalten. So rein das Weiß, so unverfälscht war auch das Grün, kein Löwenzahn unterdrückte mit seiner wild wuchernden Blattrosette den gleichmäßigen Wuchs der Halme, weder Klee noch Moos unterminierten die einheitliche Farbstruktur der Grasfläche. Für Karlheinz Bleibtreu war es, da er das Wort Weide zutiefst verabscheute, der reinste Augenrasen.

In der folgenden Nacht fiel das angekündigte Tief, das tags zuvor schon Nordfrankreich heimgesucht hatte, in seinen Garten ein. Um vier Uhr zwölf - wie immer galt sein erster Blick nach dem Aufwachen dem Wecker - riss ihn ein dumpfer Windstoß, der sich in der Veranda verfangen hatte, aus dem Schlaf und wütete rücksichtslos zwischen Gartenstühlen und Blumenkübeln. Bis zum Weckruf bohrte sich das Tief immer wieder in seine Träume, so dass er sich unausgeschlafen und schlecht gelaunt auf seinen morgendlichen Kontrollgang in den Wintergarten begeben musste.

Seine schlimmsten Vorahnungen fand er bestätigt, der Nussbaum des Nachbarn hatte während der Nacht einen Teil seiner hinfälligen Blätter auf seinem Rasen abgeladen und Grün und Weiß gleichermaßen unter einer nassen, gelbbraunen Masse begraben. Doch die Zeiten waren vorbei, in denen sich Karlheinz Bleibtreu nur mit eigentlich längst archaischen Gartenwerkzeugen wie Harke, Schubkarre und Gartenschaufel gegen den herbstlichen Übergriff zur Wehr setzen konnte. Noch im vergangenen Jahr hatte er täglich viele Stunden benötigt, um seinen Rasen von dem braunen Leichentuch zu befreien.

Siegesicher marschierte er zum Gartenhäuschen. Endlich hatte ihm der Fortschritt eine Waffe in die Hand gegeben, die mit dem toten Dreck des Herbstes kurzen Prozess machte. Er überflog noch einmal die Bedienungsanleitung, hielt das Gerät wie angegeben seitlich vom Körper und startete den Motor. Das gleichmäßige Brummen klang wie Musik, wie Wagners Walkürenritt, der kürzlich in einem Film, kurz vor Mitternacht, Rotorblätter in einen feindlichen Dschungel eskortiert hatte.

Auf seinem Rasen angekommen, senkte Karlheinz Bleibtreu die Saugöffnung auf die braune Blättermasse. Widerstandslos verschwand der Herbst vom kurz geschorenen Grün, wurde von seiner neuen Maschine geschluckt und füllte einen grauen Plastiksack nach dem

anderen, so dass er sich leicht entsorgen ließ. In wenigen Minuten hatte er das ganze Karree wie einen Teppich abgesaugt und wieder Ordnung im Dschungel geschaffen. Überlegen konnte er nun seinen Blick auf den nachbarlichen Nussbaum richten, dessen verbliebene Blätter für ihn keine Bedrohung mehr darstellten. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl stellte sich ein, ein Glücksgefühl, das ihm sein Leben bislang nur sehr selten gewährt hatte, in der Kindheit vielleicht, Heiligabend, als er unter lauter Hemden und Socken die elektrische Eisenbahn entdeckte, oder als er, nach Jahren, in denen er nicht einen Tag gefehlt hatte, in denen andere vor ihm befördert wurden, endlich zum Abteilungsleiter ernannt wurde.

Karlheinz Bleibtreu gab der Maschine einen Klaps und gönnte den Walküren noch einen kleinen Ausritt in die vorderen Beete, die durch herabgefallene Blütenblätter unansehnlich geworden waren. Auch hier bewährte sich der neue Gartensauger prächtig.

Die nächsten Nächte waren traumhaft. Trotz mehrerer Sturmtiefs, die von den britischen Inseln den Weg in seinen Garten gefunden hatten, war sein Schlaf erholsam und unerschütterlich. In seinen Träumen erhob er sich mitsamt seinem Sauger in die Lüfte und entriß den Bäumen das sterbende Laub, noch bevor es irgendeinen Schaden anrichten konnte.

Jeden Morgen nach seinem routinemäßigen Kontrollgang, also noch vor dem Frühstück, reinigte Karlheinz Bleibtreu seinen Rasen ohne große Mühe. Nussbaumblätter, welke Blütenköpfe, gezupftes Unkraut, tote Zweige und verblühte einjährige Blumen verschwanden schnell im Gartensauger und somit aus seinem Blick. Es dauerte nicht lange, da ging dem Nussbaum auch schon der Nachschub aus. Lediglich ein gutes Dutzend zäher Blätter konnte er noch an die Front schicken, dann waren seine Kräfte für diesen Herbst verbraucht.

Der Sieg war also greifbar. Zum ersten Mal würde er seinen Garten wirklich sauber und korrekt dem Winter übergeben können, die Beete getorft und gemulcht, die Rosen beschnitten, die Wege geharkt, die Steine gebürstet, das Weiß und das Grün des Karrees makellos.

Der Meteorologe der Tagesschau beharrte auf dem Fortbestand des stürmischen Herbstwetters. In polaren Regionen und über dem Atlantik würden sich weiterhin Tiefdruckgebiete bilden und mit ihren Ausläufern zunächst Irland, dann Frankreich und schließlich Deutschland erreichen. Karlheinz Bleibtreu lag entspannt in seinem Fernsehsessel, während sich draußen in seinem Garten der Wetterbericht bewahrheitete.

Doch das konnte seine Stimmung nicht im Geringsten beeinträchtigen. Im Gegenteil, er hatte seit Wochen keinen Migräneanfall mehr hinnehmen müssen und sah sich nach dem Krimi sogar noch eine Dokumentarsendung über südamerikanische Indianer an, die an einem Nebenfluss des Amazonas das karge Leben der Steinzeit bewahrt hatten. Sie kämen, wie ein Forscher versicherte, ohne Autos oder gar elektrischen Strom aus, noch nie in seinem Leben hätte auch nur ein Indianer dieses Stammes telefoniert oder ferngesehen. Alles, was sie zum Leben bräuchten, lieferte ihnen der Regenwald.

Karlheinz Bleibtreu sah zierliche, nackte Männer mit langen, schwarzen Haaren und ebensolchen Blasrohren durch ein Meer von Blättern waten. Einer von ihnen legte sein Blasrohr an und schoss einen giftigen Pfeil auf einen Affen ab, der nach kurzer Zeit tot aus einer Baumkrone fiel, ein anderer fing mit bloßen Händen ein Vogelspinne und rollte sie in ein großes Blatt ein, in dem die Spinne anschließend in einem Feuer gegart wurde. An dem noch heißen Tier knabbernd, den Affen an einem Ast hängend, traten sie dann den Rückweg zu ihren nackten Frauen und Kindern an. Der Forscher, der die Indianer mit seiner Filmkamera begleitete, gestand freimütig ein, das Orientierungsvermögen der kleinen Männer nicht erklären zu können, die ohne Uhr und Kompass, ohne Wegmarkierungen und Karten, problemlos den Weg zurück zu ihrem Lager fanden. Durch ein Meer von Blättern, das den Dschungel undurchdringlich erscheinen und sie dennoch passieren ließ.

Auch Karlheinz Bleibtreu, den Mund voller Erdnussflips, blieb dieses grauenhafte Steinzeitchaos ein unergründliches Rätsel, das ihn zugleich jedoch fesselte. Schritt für Schritt folgte er den Jägern durch die ungebändigte Vergangenheit, deren Gegenwart er kaum zu glauben vermochte.

Das letzte Bild des Forschers: Die kleinen, nackten Männer verschwanden in einem tausendfarbigen Grün, das sich fast unberührt wieder hinter ihnen schloss, als hätte kein Mensch den Regenwald je betreten, als hätte keine Jagd auf Affen oder Vogelspinnen stattgefunden.

Die Vorhersagen trafen ein, die nächsten Tage gehörten einem kräftigen Wind. Karlheinz Bleibtreu ließ den Nussbaum nicht aus den Augen und saugte jedes Blatt, das der Wind herübertrug, von seinem Rasen. So wie er es in der Fernsehwerbung gesehen hatte. Hand in Hand mit der Natur.

Am Samstag fuhr der Wind nur noch in ein Gerippe, der Nussbaum war kahl, wie überflüssig erhob er sich jenseits der Mauer, die Karlheinz Bleibtreu schon vor Jahren hatte errichten lassen, die seinen Garten zu einem Kleinod machte, zu einem Paradies inmitten ungepflegter Grundstücke. Jetzt war der Herbst vollkommen, größere Bäume waren zu weit entfernt, um ihr Geschäft auf seinem Rasen zu erledigen.

Doch als Karlheinz Bleibtreu das Karree am Sonntagmorgen von seinem Wintergarten aus betrachtete, lag, die braunen Finger ausgestreckt, ein Nussbaumblatt mitten auf dem Grün. Sonntag hin, Sonntag her, sofort zog er sich Stiefel an und eilte zum Gartenhäuschen. In neuer Bestzeit und mit nun schon routinierten Handgriffen war er abmarschbereit und rückte sofort gegen den Nachzügler vor. Als er jedoch ums Haus gelaufen kam und seinen Rasen betrat, war das Blatt spurlos verschwunden. Weder in den vorderen Beeten noch bei den neuen Rosenstöcken, die er sich extra aus Sangerhausen hatte kommen lassen, konnte er es entdecken. Der Wind, dachte Karlheinz Bleibtreu, und zog sich, den restlichen Garten mit seinen Blicken abtastend, langsam zurück.

Kurz vor dem Mittagessen, der Zeitschalter der Mikrowelle war bereits eingestellt, ging er, von einer unerklärlichen Vorahnung getrieben, noch einmal in den Wintergarten. In den Beeten vor seinem Haus wirkte alles ruhig, doch so leicht ließ er sich nicht täuschen. Als das Signal der Mikrowelle pünktlich um zwölf Uhr dreißig ertönte, wurde er fündig. In der hinteren rechten Ecke der Marmoreinfassung, vom Wintergarten aus nur mit geübtem Auge zu erkennen, sich halb hinter den Steinen verbergend, lag das Nussbaumblatt. Der Wind musste es irgendwie wieder zurückgetragen haben. Sein Braun war fast schon schwarz. Fett und eklig räkelte es sich auf dem Marmor, wiegte sich im Wind, als sei es lebendig, als sei es noch Teil des Lebens.

Karlheinz Bleibtreu packte die Wut. Warte nur, sagte er halblaut vor sich hin, das Blatt wird sich noch wenden. So leicht lass ich mich nicht zum Narren halten.

Er rannte zum Gartenhäuschen, streifte sich in Sekunden die Gartenschuhe über, angelte den Sauger aus seiner Halterung und startete den Motor. Im Laufschrift eilte er zur vorderen Rasenfläche, schnaufend, aber bereit, es mit allen Blättern und Winden dieser Welt aufzunehmen.

Doch Blatt und Wind hatten sich offenbar erneut zurückgezogen. Kein Lufthauch war zu spüren, vom letzten toten Blatt des Nussbaums fehlte jede Spur. Die Walküren ritten neben ihm, der Rotor dröhnte über dem Grün, das nass war und in der mäßigen Herbstsonne, die sich mühsam durch die Wolken tastete, hier und da glänzte.

Der Garten blieb leer. Obwohl Karlheinz Bleibtreu längere Zeit ausharrte, um die Schachzüge des Windes abzuwarten, rührte sich kein Blatt. Keine Revanche, kein Bauernopfer. Selbst vor dem Gartentor und auf dem Bürgersteig blieb die Fahndung erfolglos.

Nach einem letzten Rundgang an der Mauer kehrte er zur Mikrowelle zurück. Sein Mittagssmahl in der dreigeteilten Plastikschaale war längst kalt. Er stellte nochmals vier Minuten ein und überließ dem Timer das Kochen. Während er Soße und Nudeln in den Fächern der Schale mischte, kreisten seine Gedanken um die Taktik des Windes. Wie hatte er es geschafft, innerhalb so kurzer Zeit das sicherlich nicht ganz leichte, weil bestimmt nasse Blatt von der Einfassung zu lösen und in die Höhe zu hieven? In welchem der asozialen nachbarlichen Gärten hatte der Wind das Blatt verborgen? Bei Weilers? Bei Tomaszews? Bestimmt bei Tomaszews!

So war der Sonntagmittag bald gegessen. Karlheinz Bleibtreu hatte die Plastikschaale schnell geleert und stellte sie zu den anderen in die Garage. Auf ein Eis zum Nachtschisch verzichtete er. Vielleicht später. Lieber wollte er noch einen Blick auf das Karree werfen, denn schließlich hatten Gerd Vinz und Dr. Rühlen vom Schrebergartenverein für sechzehn Uhr ihren Besuch angekündigt. Wie jedes Jahr sollte seine Teilnahme am Frühjahrs-Wettbewerb besprochen und eingetragen werden. Und dieses Jahr wollte er schon im Herbst, der eigentlich gar nicht in die Bewertung einging, den besten Eindruck hinterlassen. Um schon jetzt sichtbar Anspruch auf den Titel zu erheben. Denn wer, außer ihm, konnte zu dieser finsternen

Jahreszeit einen derart intakten Garten aufweisen? Wer schon?

Karlheinz Bleibtreu traute seinen Augen nicht. Die Nase an der Scheibe des Wintergartens, sah er das Blatt auf seinen Rasen sinken. Langsam. Im Wind tanzend. Als wäre es weder nass noch tot. Lautlos nahm es diesmal die obere linke Ecke des Karrees in Besitz, machte noch einen kleinen Satz und blieb dann ungeniert liegen. Es konnte nur das bewusste Blatt sein. Farbe und Größe sowie sein Bündnis mit dem schottischen Tief ließen keinen Zweifel zu. Es war wieder da.

Aber auch Karlheinz Bleibtreu war wieder da. Doch diesmal wählte er eine andere Taktik. Es gelang ihm, seine Emotionen im Zaum zu halten, er schlich sich bewusst langsam, jede Hast vermeidend, vor sein Haus und beobachtete das Blatt aus sicherer Entfernung. Der Wintergarten bot ihm einen ausgezeichneten Sichtschutz. Regungslos verharrte das Blatt auf seinem Grün, der Wind hatte eine Pause eingelegt, eine Chance, die es unbedingt zu nutzen galt.

Ebenso lautlos, wie er gekommen war, schlich sich Karlheinz Bleibtreu wieder zurück. Ohne ein Knarren öffnete er die Tür des Gartenhäuschens und bewaffnete sich mit dem längst unentbehrlichen Gartensauger. Den Motor startete er jedoch nicht, sondern führte die Walküren still und leise ins Feld.

Seine Augen verengten sich zu Sehschlitzen, das Blatt, leblos, aber hinterhältig, ruhte, fast hätte man sagen können ahnungslos, auf der ebenen Rasenfläche. Er konzentrierte sich, atmete durch, wies seine Muskeln an. Er schloss kurz die Augen, öffnete sie jetzt. Das Anlassen des Motors und das kräftige Antreten waren eins. Schon beim dritten Schritt kamen die Walküren auf Touren, stoben davon und nahmen sich die Luft, die sie brauchten.

Die Überraschung war gelungen, das Blatt regte sich nicht. Schon war Karlheinz Bleibtreu über ihm, und die Walküren inhalierten es im Bruchteil einer Sekunde. Widerstand war nicht mehr möglich, der kalte Windstoß, der jäh über die Mauer in den Garten langte, kam zu spät.

Karlheinz Bleibtreu ballte seine linke Faust und spreizte die Mundwinkel. Mit einem halblauten ja! triumphtierte er über den Wind, der verlegen an seiner Krawatte zupfte. Einmal noch ließ er die Walküren aufheulen, dann stellte er den Motor ab und schüttelte das zerbröselte Blatt, kaum mehr als solches zu erkennen, in die Mülltonne.

Herr Vinz und Dr. Rühlen kamen pünktlich, die Anmeldeformulare waren schnell ausgefüllt. obwohl es die beiden Schrebergartenfunktionäre eilig hatten, denn auch noch andere Gartenbesitzer standen auf ihrer Liste, bestand Karlheinz Bleibtreu auf einer kurzen Führung durch seinen herbstlichen Garten. Ein Gedicht, schwärmte er, und wies den beiden den Weg, ein Gedicht, und das trotz des Wetters, meine Herren.

Selbstverständlich führte er sie zuerst zur Visitenkarte seines Gartens, zum grünen Karree, eingefasst in weißen Thassos-Marmor. Sie hatten noch nicht die Hausecke erreicht, also noch keine Einsicht auf das Grün, da trug der auffrischende Wind, zufällig und bar jeder Absicht, ein Ahornblatt über die Mauer. Es war mächtig und in verschiedenen Rot- und Gelbtönen herbstlich gefärbt, blutrote Adern hielten das Blatt auf seiner Rückseite zusammen. Wahrscheinlich stammte es von dem großen Spitzahorn, der am nahen Sportplatz stand. Als Karlheinz Bleibtreu mit seinen Gästen den Rasen erreichte, lag es fast in der Mitte des Karrees, dort, wo sich die Diagonalen kreuzen, die rötlichen Finger gespreizt, den Blattstiel gen Himmel gerichtet.

# Friedhelm Hydrocephalus

Ein Tausendfüßler donnerte durch das Treppenhaus. Segment für Segment schlängelte er sich an mir vorbei und wurde im Dachgeschoss von einer großen Glastür verschluckt. Abrupt stellte die Glocke ihren Lockruf ein. Der Tausendfüßler donnerte weiter und zog mich mit sich.

Ich durfte mir einen der beiden freien Plätze aussuchen. Hinten am Fenster oder vorne am Gang. Die anderen waren seit Monaten oder Jahren Stammplätze, die niemand sonst für sich beanspruchen durfte, schon gar nicht ein Neuer. Und ich war ein Neuer. Also vorne am Gang.

Aus weit über hundert Mündern wurde laut gelacht, gefeiert und hier und da auch gestritten. Eine Papierkugel zeichnete eine ballistische Kurve in den Saal und detonierte unhörbar hinter dem Edelstahltresen in einem der großen Kochtöpfe. Während ein rothaariges Mädchen versuchte, mir etwas über ihre wachsende Meerschweinchenpopulation zu erzählen, zwängte sich hinter meinem Rücken ein junger Mann mit starrem Blick und sonderbar angewinkelter Arm durch die Stuhlreihen. Sein rechtes Bein war irgendwie nach innen verdreht, so dass er wie ein Fischer auf seinem Kutter über die Dielen schwankte. Nach zwei, drei geschickten Schlenkern hatte er sein Ziel, einen der hinteren Fensterplätze, erreicht.

Im Mittelgang tauschten zwei Rollstuhlfahrer mir völlig unbekannte Gegenstände aus und strahlten sich dabei überglücklich an. Eingenebelt in die mittägliche Kakophonie, die sie nicht im Geringsten zu stören schien, hätte allenfalls ein Lippenleser ihrem Gespräch folgen können.

Wieder und wieder platzte die Schwingtür auf und entlud neue Gesichter und Wortfetzen in den Saal, doch nach ein paar Nachzügeln beruhigte sie sich schnell und verharrte schließlich erschöpft in ihren Angeln. Vergeblich bat eine sonore Stimme um Ruhe. Zu viel gab es nach dem sonnigen Wochenende zu erzählen, zu sehr bedrängte offenbar das drohende Tiefdruckgebiet die Stimmung. Hier tanzte einer barfüßig um den Tisch, weiter hinten verlor jemand beim Armdrücken gegen ein wunderländisches Zwillingsspaar, das beidarmig und siegessicher den Nächsten herausforderte.

Mein Gruppenleiter indes las in der Zeitung, schmunzelnd, Pfeife rauchend, mit seinem Stuhl schaukelnd und in lokale Sensationchen der vergangenen Tage entrückt. Die Schlagzeilen priesen Verkehrsunfälle mit Blechschäden und korrupte Stadträte an.

Frauen in weißen Kittelschürzen schoben endlich polierte Servierwagen vor sich her und reichten in schweren Schüsseln blassen Rotkohl, fast zerkochte Kartoffeln und eine fette, farblose Soße, in der pelzige Mehlknoten schwammen. Routiniert achteten die Gruppenleiter auf eine gerechte Aufteilung der Fleischbälle, über deren Ingredienzien mir später noch die aberwitzigsten Geschichten erzählt werden sollten. Innerhalb weniger Sekunden wurde die Geruchsmischung aus Körperschweiß, Lösungsmitteln und Holz von kräftigen Maggi-Düften verdrängt und die babylonische Sprachverwirrung von Besteckgeklapper abgelöst. Kaum war alles ausgegeben, zogen sich auch schon die Saaltöchter erfolgreich hinter ihre edelstählernen Palisaden zurück, um ihre Streitwagen auf einen erneuten Ausfall vorzubereiten.

"Mahlzeit!", rief unser Gruppenleiter gut gelaunt über den Kantinentisch, obwohl einige längst damit begonnen hatten, auf dem blassen Kraut zu kauen, die Klopse aufzubrechen oder die Mehlknoten an den Tellerrand zu schieben.

"Mahlzeit!", schallte es, teils aus vollen Mündern, zurück.

Während ich unschlüssig in der breiigen Masse stocherte, die ohne großes Zutun auf meinem Teller entstanden war, wanderte mein Blick über die Gesichter der Gruppe, der ich

für sechzehn Monate zugeteilt war. Karla hatte ich schon am Vormittag kennen gelernt. Sie war mongoloid, konnte aber zu meiner Überraschung gut lesen und schreiben. Nach ihrer Ausbildung in der Trainingsgruppe sollte Karla in der Schlosserei arbeiten. Sie hatte gelernt, in nur dreißig Sekunden ein Metallschloss aus sechzehn Teilen zusammenzusetzen, was mir auf Anhieb misslang. Erst nach vielen Versuchen glückte es mir später, einige brauchbare Exemplare zusammenzupuzzeln. Die Geschwindigkeit, mit der Karla ein Schloss nach dem anderen anfertigte, einen ganzen Vormittag lang, Metallteil für Metallteil, blieb mir auch später noch ein Rätsel.

"Is' doch ganz einfach", hatte sie mir erklärt, "das große Teil kommt hier rein, das kleine hier, und dann so und dann so, und die Feder kommt so!" Dann hatte sie den zusammengesteckten Metallhaufen unter einen Hebel gelegt und mit geringer Kraft zu einem stabilen Schloss vereint.

Neben ihr saßen zwei Männer in meinem Alter, denen man die Art ihrer Behinderung nicht sofort ansah, falls es überhaupt Behinderte waren. Noch hatte der Begriff der Normalität einen einigermaßen klaren Bedeutungshorizont für mich, noch erkannte ich ihn überhaupt als Kategorie an, so dass sich mir die Frage aufdrängte, ob nicht einer von beiden vielleicht auch ein Zivi war oder sonstwie zum Personal gehörte.

Der Größere aß bedächtig, fast vornehm, britisch; der Kleinere stocherte, wie ich, unschlüssig in dem rötlichen Essensbrei und führte nur ab und zu, fast geistesabwesend, die Gabel zum Mund. Beide trugen blaue Arbeitskittel, an denen eingetrocknete Pateknasen klebten, und hatten verschiedenfarbige Holzspäne in ihren Haaren. An der Sprache wollte ich sie erkennen, doch sie blieben stumm, und so suchte mein Blick weiter nach Spuren. Mal schien mir der Blonde sonderbar mit den Mundwinkeln zu zucken, dann wieder sah ich in der langsamen und behäbigen Gestik des Dunkelhaarigen ein untrügliches Zeichen für eine Störung.

Ich biss auf etwas Sprödes, Trockenendes. Es war kein Stück vom Strunk des Rotkohls, wie ich zuerst vermutete, sondern eine kleine Papierkugel. Sie hatte die Soße zu Recht verweigert, so dass ich sie mit den Fingern leicht öffnen konnte. Auf die abgerissene Ecke eines Bestellscheins hatte jemand mühevoll und mit schiefen Lettern "aschloch" gekrakelt.

Die Beiden, schräg mir gegenüber, lachten über meinen Fund, der ihnen nicht entgangen war, aber verrietten sich nicht, als hätten sie mein Bedürfnis, sie zu erkennen, erahnt und sich über mich lustig machen wollen. Der Größere hatte jedenfalls gelbe oder sogar faulige Zähne. Genau war das nicht zu erkennen. Die an wen auch immer gerichtete Nachricht ließ ich wortlos unter dem Tisch verschwinden.

Als ich gerade dabei war, einen der teigigen Klopse zu zerteilen, rammte etwas mein linkes Schienbein. Weniger vor Schmerz als vor Schreck fuhr ich auf und blickte, mir ans Bein fassend, in das Gesicht eines Rollstuhlfahrers, der schwer in seinem elektrisch betriebenen Untersatz saß, so, als könne man ihn gar nicht mehr aus seinem Sitz heben. Sein sanftes Lächeln war von einem ungeheuren Wasserkopf umgeben, von dem, dünn und unregelmäßig, blonde Haare abstanden. Er starrte mich triumphierend an und fragte mich, sanft, maßlos grinsend und ausgiebig lispelnd: "Na, Süüser, haast du heute ssoon gefickt?"

Lehrer wie Schulfreunde hatten mir immer Wortwitz und Schlagfertigkeit attestiert. Selbst aus nahezu ausweglosen Situationen, bei der sogenannten Gewissensprüfung oder nach mehrmaligem Schwänzen von Matheklausuren, hatte ich mich immer mit messerscharf platzierten Pointen befreien können. Aber jetzt, auf diese präzise, aber doch eher selten gestellte Frage aus dem kleinen Mund dieses Menschen, der unmittelbar vor mir in seinem Rollstuhl klebte und mir seinen Wasserkopf entgegen streckte, blieb ich spontan sprachlos. Ein trockenes "Ja!" - oder "Nein!" hätte es doch für den Anfang getan, später fielen mir noch ganz andere Antworten ein, aber ich ließ die Sekunden ungenutzt verstreichen. Ich sah ihn nur an und fiel in seine kleinen Augen.

Genüsslich schien mein Widerpart meine Reaktion abzuwarten. Nachdem er meinen hilflosen Blick registriert hatte, wurde aus seinem triumphierenden Grinsen ein triumphierendes Lachen. Ohne mir eine zweite Chance zu geben, griff er zum Steuerhebel seines Gefährts und lenkte es sicher durch die Stuhlreihen in Richtung Ausgang. Sein Lachen nahm er als Trophäe mit sich.

Erst jetzt, durch seinen Siegeszug erlöst, bemerkte ich, dass sich niemand an meinem oder den umliegenden Tischen für diesen Vorfall interessierte. Alle mampften unbeeindruckt, was



die Saaltöchter aufgetragen hatten.

"Das ist Friedhelm", hörte ich jemand sagen. Es war der Größere mit den gelben Zähnen, der die sonderbare Szene anscheinend doch verfolgt hatte.

"Friedhelm Gerdes aus der Schwerbehinderten-Gruppe. Er leidet seit seiner Geburt an einem Hydrocephalus in Folge einer Hirnmissbildung."

Die anderen Termini aus Friedhelms Krankengeschichte, die er mir kenntnisreich noch anvertraute, waren zu viel für mein Gedächtnis.

"Diese Frage hat er irgendwann einmal aufgeschnappt. Er hat keine Ahnung, was sie bedeutet, glaub' ich jedenfalls, aber er weiß genau, welche Reaktionen sie bei den meisten Menschen hervorruft. Das hast du ja selbst gemerkt. Manchmal ruft er sie laut durch den ganzen Saal, aber hier hat das längst keinen Erfolg mehr."

Die nächsten Tage hielten alle möglichen Initiationsriten für mich bereit. Twiddeldum und Twiddeldei forderten mich zum Armdrücken heraus. Schon ihr brachialer Griff, beidhändig von massigen Unterarmen geführt, gab mir zu verstehen, wer in dieser Disziplin die unangefochtenen Champions waren. Wie eine Kinderhand umschlossen ihre Pranken die meine und legten sie, meinen stärksten Widerstand einfach brechend, auf die freigeräumte Tischplatte. Selbst wenn auch ich beidarmig angetreten wäre, meine Chancen wären kaum größer gewesen. Aber die beiden gutmütigen Riesen trösteten mich. Noch nie hatte sie jemand überwinden können, weder im Wohnheim, noch in der Werkstatt.

Wenig später, meine Hand schmerzte noch, lud mich Otto aus der Schlosserei, genannt "Nr. 7", hinterrücks zu einem unsauberen Ringkampf in den Toiletten ein. Mit etwas Glück und maßvoller Unfairness gelang es mir, seinen kleinen Finger zu ergattern und ihn derart zu verbiegen, dass Otto, seiner überlegenen Stärke durch den Schmerz beraubt, das von ihm selbst anberaumte Kräfteressen sofort aufgeben musste. Mit Unmengen von Adrenalin im Körper und etlichen blauen Flecken erhob ich mich von den kalten Fliesen und wurde von Otto wie ein alter Freund zur Tür geleitet. Vorher hatten wir noch schnell die Spuren verwischt und die zerschlagene Klobrille so kaschiert, dass auch der nächste Besucher noch etwas von unserer Begegnung hatte.

Otto war, wie ich später aus den Akten erfuhr, lediglich Analphabet. Außerdem hatten seine Eltern das ungewollte Kind in jeder Hinsicht vernachlässigt. Nach einer Odyssee durch verschiedene Grund- und Sonderschulen hatte ihn irgendeine Behörde, ordnungsgemäß und korrekt mit Paragraphen versorgt, in diese beschützende Werkstatt abgeschoben.

Auch Peter, mein Gruppenleiter, steuerte eine Prüfung bei. Er schickte mich mit einem Lieferschein, den jeder, nicht ohne mir völlig sinnlose Tipps zu geben, schmunzelnd verweigerte, durch die Etagen. Erst in der Seilerei erbarmte sich jemand und machte mich darauf aufmerksam, dass der Zettel bereits zehn Jahre alt und schon von vielen Zivis stundenlang durchs Haus getragen worden war.

Am Freitag sah der Wochenplan für einen Teil meiner Gruppe einen Cafebesuch vor, während der Rest für eine Stunde den Gymnastikraum belegen durfte.

Das Cafe war nicht weit, und so zog ich, während mir die Verantwortung in den Schläfen hämmerte, mit einer kleinen Schar los. Selbstständigkeit hieß die Devise. Jeder sollte lernen, sich im Alltag auch ohne fremde Hilfe zurechtzufinden. Einmal im Monat wurde dieser Alltag in einem Cafe ausgemacht, und so machten wir uns, mit den nötigen Spesen versehen, am frühen Nachmittag auf den Weg.

Ein kräftiger, kalter Wind aus Nordost hetzte die schweren Wolken und nahm unseren leimigen Werkstattgeruch mit sich. Klaus hatte sich bis zur Unkenntlichkeit ver mummt und schob trotzdem eine rote Nase vor sich her. Martha grölte ein volkstümliches Lied. Elvira zählte die zahllosen Pfützen. Bei zweiundzwanzig begann sie wieder von vorn. Die Stimmung war ausgelassen, jeder freute sich auf diesen arbeitsfreien Nachmittag bei Kaffee und Kuchen. Nur ich hätte lieber gesagt und gehobelt.

Noch bevor wir die belebte Einkaufsstraße erreichten, keimte in mir ein Verlangen auf, das ich noch nie in meinem Leben verspürt hatte. Mein Verstand erkannte sofort die Lächerlichkeit, aber dagegen wehren konnte ich mich dennoch nicht. Erfolglos suchte ich vor einem Schaufenster andere Gedanken. So gab ich erst einmal nach und setzte mich demonstrativ an die Spitze meiner kleinen Gruppe.

Ich wollte erkannt werden, weiter nichts als erkannt werden. Ich wollte, dass sich die neugierig faszinierten oder bewusst abgewandten Blicke der Passanten auf mich richteten, weil sie in mir zweifelsfrei den Betreuer dieses bunten Haufens erkannten.

Doch wie erzielt man, zwischen Klaus und Stefanie, umströmt von argwöhnischen Konsumenten, die von Laden zu Laden drängen, diesen Eindruck? Zunächst versuchte ich es mit lauten pädagogischen Anweisungen und wohlüberlegten Gesten. Am Zebrastreifen ermahnte ich meine Gruppe zur Geschlossenheit und erklärte so lange die Bedeutung der Fußgängerampel, bis Elvira mich kopfschüttelnd für "bescheuert" erklärte und bei der dritten Grünphase die anderen einfach über die Straße zog.

Im Cafe beobachtete ich die anderen Gäste, die uns mitleidige Blicke zuwarfen. Ich plante jede Bewegung, legte mir jeden Satz zurecht und bedauerte, was mir vorher nie in den Sinn gekommen wäre, nur mit Jeans, Sweatshirt und Parka bekleidet zu sein.

Nachdem jeder, wie es die Übung vorsah, seine Bestellung eigenmündig dem älteren Kellner aufgetragen hatte, wurden wir umgehend von einem seiner Kollegen mit Bergen von Kaffee und Torte versorgt. Elvira kicherte und begann, genüsslich an einer synthetisch roten Kirsche zu lutschen. Thomas war nicht so zurückhaltend, er verschlang sein Stück Torte geradezu, wischte sich den Mund mit den Fingern ab und orderte beim Kellner selbstbewusst und lautstark das nächste Stück.

Die ältere Dame vom Nebentisch, die je einen Stuhl für ihr Hütchen und ihr Hündchen reserviert hatte, hob ihr stattliches Doppelkinn und lächelte.

Ich breitete kunstvoll die Serviette aus und führte die Gabel elegant zum Mund. Doch leider entwischte mir gerade jetzt ein Stückchen Schokosahne, und ich musste mich unter dem Tisch auf die Suche nach den schmierigen Resten begeben. Meine Hose hatte es dunkelbraun erwischt. Als ich langsam wieder aus der Versenkung auftauchte, war das Doppelkinn der freundlichen Dame auf mich gerichtet.

Schnell sprach ich einige Ermahnungen aus und bremste den Tortendrang von Thomas. Ruhe und Konzentration. jedoch beim Griff nach der Kaffeetasche fegte ich mit dem Ellbogen das kitschig-blaue Sahnekännchen vom Tisch. Klaus und Elvira kicherten schadenfroh und streckten ihre Zeigefinger, während Thomas nach einem dritten Stück verlangte. Sofort wischte Martha die verschüttete Sahne mit zwei, drei Papierservietten auf. Da erhob sich die ältere Dame, setzte ihr Hütchen auf, nahm ihr Hündchen an die Leine und kam, hoch erhobenen Doppelkinns, an unseren Tisch. Sanft lächelnd, ohne ein Wort zu sagen, nahm sie Marthas Hand, drückte sie, nickte einige Male und verließ das Cafe.

Mit etwas Glück konnte ich weitere Zwischenfälle vermeiden und Kaffee und Schokosahne einigermaßen sicher beherrschen. Endlich war die Zeit ausgestanden. Martha durfte den Kellner rufen. Der freundliche ältere Herr gab jedoch nicht mir die Rechnung, wie ich es erwartet und mit meinem Blick signalisiert hatte, sondern wandte sich, ohne zu zögern, an Martha, die weder ein Wort lesen noch schreiben konnte. Er zückte sein schweres Portemonnaie, kramte und klimperte prophylaktisch im Kleingeld und zollte ihr mit wenigen Worten Respekt für ihre schwere Aufgabe.

Auf dem Rückweg ließ ich Martha nicht aus den Augen, nicht einmal, als Thomas über heftige Bauchschmerzen zu klagen begann und wenig später die drei Tortenstücke einem gepflegten Vorgarten anvertrauen musste.

Der Werkstattleiter war auf einem Lehrgang, sein Stellvertreter krank und das Wochenende noch in vielerlei Gestalt in den Köpfen der Mitarbeiter. Ausgerechnet an so einem Montag platzte seine Sekretärin mit einer Hiobsbotschaft in den zähen Wochenbeginn. Soviel ich verstand, hatte sie in ihrem Terminkalender übersehen, dass irgendein Beamter oder Angestellter des Sozialministeriums seinen Besuch just für diesen Tag angekündigt hatte.

"Um vierzehn Uhr trudelt der hier ein", klagte Moni und fummelte nervös am Kragen ihrer Bluse herum.

Der Krisenstab tagte im Chefzimmer. Sicherheitshalber wurden bestimmte konservative Kräfte nicht eingeweiht, zumal ja die Gruppen auch weiterhin betreut werden mussten. Karl aus der Tischlerei erklärte mir, dass man von Zeit zu Zeit mit derartigen Wohnheimsuchungen zu rechnen habe, bei denen manchmal auch gleich Schule und Werkstatt mit freundlichen Grüßen, leider notwendigen Sparmaßnahmen und neuen Richtlinien versorgt wurden.

"Denkbar lästig", beschrieb Peter den Ernst der Lage, "denkbar lästig. Und ausgerechnet ich muss Becker und Lohmann vertreten."

Sichtlich fehlte ihm der Ehrgeiz, seine mühsam zusammengeraffte Montagsenergie in die Auseinandersetzung mit einem Staatsdiener zu investieren. Er legte sein Kinn in die angewinkelte Hand und sah uns nacheinander an. Nach einer Schweigeminute begannen die anwesenden Mitarbeiter, Erzählungen und Anekdoten von ähnlichen Besuchen auszutauschen. Bislang unbekannte Formen des Grauens und der Arroganz drangen in mein Ohr und ließen mich, bei aller Skepsis, zahllose wahre Kerne vermuten. Besonders gefürchtet waren die vor Wahlen durchgeführten Visiten von Lokal- und Landespolitikern. Sie störten die mühsam eingespielten Arbeitsabläufe nachhaltig, denn in den betroffenen Abteilungen mussten potemkinsche Gruppen aus Vorzeigebehinderten zusammengestellt werden, während Aggressive, Schwerbehinderte, Unberechenbare und vorsätzliche Witzbolde in Hinterzimmern ruhig gestellt werden mussten. Waren dann Blitzlichtgewitter und Theaterdonner zum nächsten Showplatz weitergezogen, vergingen Stunden, um die hinterlassene Aufregung wieder in den gewohnten Rhythmus einmünden zu lassen.

"Becker is' nich' da", unterbrach schließlich der stämmige Schlossermeister die Eskalation der Unkenrufe, "aber Friedhelm!"

Dieser Vorschlag, mit dem ich vorerst nichts anfangen konnte, fand allgemeine Zustimmung. Wieder war ich auf Karl angewiesen, der mir von einem Vertreter für giftige Lösungsmittel und verdächtige Farben erzählte, den man erst kürzlich aus einer Laune heraus mit Friedhelm konfrontiert habe. Nachdem die Anwesenden absolutes Stillschweigen vereinbart hatten, wurde Friedhelm aus der Schwerbehinderten-Gruppe geholt und gründlich auf seine geheime Mission vorbereitet. Als Ausbilder fungierten Karl und der Schlossermeister, die einen guten Draht zu Friedhelm hatten. Sie erklärten ihm lediglich, dass wieder einmal ein Neuer zu erwarten sei, der bald durch den Haupteingang das Haus betreten würde. Also eine große Chance.

Friedhelm thronte mit ernster Miene über den beiden Betreuern, die rechts und links wie Recken vor dem Ritterschlag vor ihm knieten. Friedhelm hörte aufmerksam zu, entgegnete kein Wort und schien die konspirative Situation nicht als solche zu erkennen, sie jedoch in vollen Zügen zu genießen. Sein Blick wanderte an unseren Augen vorbei, und ich hatte den Eindruck, dass er die Bedeutung, die wir seiner Mission beimaßen, irgendwie spürte.

"Wunderssöön", lispelte er, "wunderssöön, so ein Tag, bittessöön."

Penetrant pünktlich fuhr ein schwarzer Audi auf den Hof der Werkstatt und fand zielsicher die Parklücke des abwesenden Chefs.

Doch wir hatten bereits Rotalarm gegeben, mögliche Saboteure ausreichend abgelenkt und uns hinter der kleinen Spiegelglasscheibe des Chefzimmers verschanzt. Hier konnte man nicht gesehen werden, hatte jedoch das mit allerhand Exponaten aus der Werkstatt ausgestaffierte Foyer gut im Visier. Moni war zur Toilette im zweiten Stock abgeschwirrt, so dass der Empfang nicht besetzt war. Alles war ruhig, wenn man von Karl absah, der sein schadenfrohes Lachen nur mit Mühe in seinen Händen verbergen konnte.

Mit forschenden Schritten näherte sich der ministeriale Delinquent der Glastür, auf die Uhr schauend, sich noch schnell durchs Haar streichend, alles okay, Krawatte, Aktenkoffer, Schuhe, also los.

Hinter unserer Tür wurde geschoben und gedrängelt, die Spiegelglasscheibe war undemokratisch, gewährte nicht allen gleiche Sicht. Peter schüttelte seinen Kopf, Zweifel durchheilten sein Gesicht. Doch da setzte der Schlosser auch schon unsere Geheimwaffe in Aktion. Die Sache lief. Fire and forget. Friedhelm war an the road.

Der Beamte war von unbestimmbarem Alter, so zwischen zwanzig und dreißig, ausrasiert und gescheitelt, am Revers seiner lacke prangte irgendein Abzeichen, seine Schuhe glänzten, die Bügelfalten parallel, sein Auftreten hätte man in entsprechenden Kreisen als sicher und seriös eingestuft. Die eingeübte Miene, die Enge seines dunkelblauen Anzugs, wurden unserem Feindbild, das er genau zu kennen schien, in jeder Hinsicht gerecht. Es fehlte kein Detail, sogar die dezent applizierte Krawattennadel hätte jede Gegenprobe mit einer Wasserwaage bestanden. Die Treppe, noch die Glastür, dann stand er vor dem Empfang.

"Guten Tag, Möller-Schnarenbeck mein Name, ich habe einen Termin mit...hallo...ist jemand da...hallo?"

Nichts.

Vorsätzliche Stille drang von allen Seiten zum verwaisten Empfang, ließ auch den Besucher verstummen, der seinen Kopf suchend vorstreckte, über den Tresen, zur Treppe, zur Tür.

Nichts.

"Guten Tag, ich bin...", rief er noch einmal mutig in die künstliche Ruhe, dann bemerkte er das leise Surren und wagte zwei, drei Schritte.

Im Foyer trafen beide aufeinander, Friedhelm in seinem Rollstuhl, Möller-Schnarenbeck mit seinem schwarzen Aktenkoffer. Beide hatten ihre Prothesen fest im Griff, beide hielten gebührenden Abstand und kreuzten stumm ihre Blicke.

Bei James Fenimore Cooper, wahrscheinlich im Letzten der Mohikaner, hatte ich gelesen, dass Indianer die Stille sehen können. Jetzt erst wurde mir die Bedeutung dieser Aussage klar, jetzt erst konnte ich sie nachvollziehen. Für kurze Zeit wurde ich zum Indianer und sah die Stille.

Noch hinter dem massiven Türblatt wurde die plötzliche Unsicherheit des ungebetenen Gastes spürbar. Gebannt fixierte er den übermächtigen Schädel, aus dem ihn ein kleines Gesichtchen triumphierend angrinste. Sein Blick huschte schnell den Gang hinauf, erst rechts, dann links, doch er war allein auf weitem Flur und Friedhelm ließ ihm keine Chance. Er zog zuerst, ließ den Elektromotor surren und fuhr ihm dumpf vor die Bügelfalten. Möller-Schnarenbeck blieb immer noch stumm wie ein Fisch in der Dose. Doch sein Gesichtsausdruck verriet, dass er nach Worten und Taten suchte. Wäre er eine Comicfigur gewesen, hätten große Fragezeichen in weißen Gedankenblasen um seinen momentan unverhältnismäßig klein wirkenden Kopf getanzt.

"Na Süüser, hast du heute ssoon gefickt?"

Friedhelms Standardsatz kam süß-säuselnd über seine gespitzten Lippen, sein berstendes Grinsen übertraf alle unsere Erwartungen. Das Timing war einfach perfekt, selbst Laurel & Hardy hätten mehrere Takes gebraucht. Noch dazu bewegte er jetzt seinen Rollstuhl durch leichtes Massieren des Steuerhebels vor seinem Opfer hin und her, als hätte er ihn zu einem kleinen Tänzchen auffordern wollen.

"Wahnsinn", tuschelte Karl, "der absolute Wahnsinn! Der packt ihn voll!"

Friedhelm und seine Frage, hinter der Ahnungslose natürlich auch ein Angebot hätten vermuten können, verfehlten ihre Wirkung nicht. Möller-Schnarenbeck wich zurück. Seine Ausbildung erwies sich abrupt als unzureichend. Eine Begegnung dieser Art war in seinem Verhaltensrepertoire offensichtlich nicht vorgesehen, kein bewährtes Muster passte, und Improvisation war ihm nicht möglich.

Nach einigen tastenden Schritten erreichte er den Empfang, schamlos verfolgt von Friedhelms peitschendem Lachen, warf einen hilfeschreitenden Blick in die verlassenen Gänge und über den immer noch unbesetzten Tresen, rief noch einmal halbherzig: "Hallo, ist denn hier niemand? Herr Becker, Frau Dahlen!", und entkam schließlich samt seiner Prothese durch die rettende Glastür ins Freie.

Friedhelm winkte zum Abschied.

Nachdem Peter noch schnell eine nummerierte Taste in der Telefonzentrale gedrückt hatte, um erboste Anrufe des flüchtigen Staatsdieners in den Heizungskeller umzuleiten, begann die Siegesfeier.

Natürlich war allen Beteiligten klar, dass der mutmaßliche Beamte seinen Besuch beim Chef wiederholen würde, doch das spielte an diesem Montag keine Rolle mehr, nicht nach dieser Vorstellung, nicht nach diesem Triumph, der mit stehender Ovation für den Protagonisten belohnt wurde.

Friedhelm, der vom Sozialministerium ebenso viel wusste wie dieses von ihm, nahm die Glückwünsche freudestrahlend entgegen, ohne sein triumphierendes Lachen auch nur ansatzweise zu reduzieren. Er verstand nicht, warum wir uns eigentlich freuten, aber dass wir uns freuten, und dass wir uns über ihn und die von ihm so geliebte Reaktion des

Unbekannten freuten, das wusste er, das sah man ihm an.

"Erste Sahne, Friedhelm", brummte der Schlossermeister und klopfte ihm vorsichtig auf die schmale Schulter. Alle gratulierten ihm. Peter, Karl und Moni, der Friedhelms Heldentat mehrfach bis ins Detail geschildert werden musste. Auch ich reichte ihm meine Hand augenzwinkernd, und er schlug ein, lachend wie ein Sportler nach einem Punkt: "Wunderssöön, so ein Tag, bittessöön."

Am nächsten Freitag, der wieder dem Training der Selbstständigkeit vorbehalten war, tauchte ich in meiner kleinen Gruppe unter und machte mir aus dem Unvermögen der Passanten, mich als Betreuer zu erkennen; einen Mordsspaß.

# Der Profi

Telefon.

Es war kurz vor drei. Ich griff sofort zum Hörer und hob nicht erst, wie ich es mir angewöhnt hatte, nach dem dritten oder vierten Klingeln ab.

"Hier ist der Andy. Dietze hat mich gebeten, euch gleich anzurufen. Er hat seinen rechten Fuß irgendwie unter eine Euro-Palette mit Bodenplatten bekommen. Keine Ahnung, wie das passieren konnte, auf jeden Fall ist er jetzt in der Pegnitz-Klinik auf der Unfallstation."

Marianne stand längst im Zimmer und sah mich fragend und doch schon fast wissend an.

"Dietze?"

"Dietze. Pegnitz-Klinik. Er hat sich beim Verlegen der Bodenplatten einen Plattfuß geholt."

Marianne hielt die Autoschlüssel bereits in der Hand.

Während der Fahrt machte sich Marianne schwere Vorwürfe. Obwohl wir Dietze fast seit Kindertagen kannten, obwohl wir genau wussten, dass er von kleineren Unfällen und unspezifischen Krankheiten geradezu verwöhnt wurde, dass sich bewegliche Dinge ihm gegenüber anders verhielten, und er sich natürlich auch gegenüber den Dingen, hatte sie ihm diesen Job bei ihrer Produktionsfirma vermittelt. Schließlich musste auch Dietze in den Semesterferien Geld verdienen. Und ihre Firma zahlte gut.

Seit dem ersten Tag hatte sie sich schon mit Vorahnungen herumgeschlagen und auf den Zufall gesetzt, also darauf, dass diesmal, in diesen zwölf Tagen, das Wort "irgendwie", das zu Dietzes Leben passte wie kein zweites, nicht fallen würde. Doch das Gesetz der Serie hatte offensichtlich keinen Verstoß geduldet und auf dem statistisch fälligen Zwischenfall irgendwie bestanden.

"Er hätte doch wenigstens krank werden können, wie damals in Österreich. Magen, Bandscheibe, Porensausen oder so was", meinte Marianne und tastete alle Möglichkeiten ab. "Oder sich wenigstens zu Hause bei uns was verstauchen können. Musste es denn gleich ein Betriebsunfall sein? Beim ersten Job, den ich ihm verschafft habe? Am zweiten Tag? Das wär' doch auch wohl ohne gegangen!"

"Nicht in der Frankenhalle", entgegnete ich, "nicht an einem Ort, an dem man Helme und Sicherheitsschuhe mit Stahlkappen tragen muss, wo Gerüste gebaut, Kulissen geschoben und Scheinwerfer montiert werden."

Sie gab mir zögernd recht und ackerte trotzdem weiter auf dem weiten Möglichkeitsfeld, dessen Fruchtbarkeit bekanntlich enorm ist. Als wir die Klinik in Nürnberg erreichten, hatte sie bereits die unterschiedlichsten Varianten eines Unfallhergangs mit den Komponenten Dietzes Fuß und Euro-Palette durchgespielt. Das Resultat war immer dasselbe, beide Komponenten ergänzten sich in jeder Version aufs Neue, waren offenbar wie füreinander geschaffen.

"Ich hätte ihn zuerst bei einer kleineren Produktion unterbringen sollen", hielt sich Marianne vor, "und nicht gleich bei so einer Riesenkiste, wo erst mal mit Hubwagen die Bodenplatten verlegt werden müssen."

"Ach der?", antwortete die Schwester, warf uns einen schwer zu deutenden Blick zu, hielt kurz inne und beruhigte uns dann in lautem Sopran: "Eigentlich kaum der Rede wert, kleines Hämatom, leichte Quetschung, nichts gebrochen, Bänder okay. Den können Sie gleich wieder mitnehmen, der ist so gut wie neu. Aber ein paar Minuten müssen Sie sich noch gedulden, er ist immer noch bei Dr. Harsberger-Bleichroth."

Einerseits waren wir erleichtert, dass sich unser Freund keine komplizierten Frakturen zugezogen hatte, schließlich hätte die Sache ja auch ganz anders ausgehen können, andererseits wussten wir genau, welche Folgen selbst kleinste Verletzungen bei ihm auslösen konnten.

Wir setzten uns auf eine Bank im Gang, der gleichzeitig eine Art Wartezimmer zu sein schien, denn frisch Verletzte saßen hier mit notdürftig bandagierten Fingern, Turbanen aus Mull und provisorisch geschienten Armen. Gleich hinter der automatischen Glastür stand ein jederzeit einsatzbereiter Rollstuhl.

Ab und zu verließen Schwestern die umliegenden Behandlungszimmer, suchten zielstrebig andere Räume auf oder wählten nach unbekannten Kriterien aus dem Angebot der Wartenden neue Patienten für die unsichtbaren Ärzte aus.

Ein Blick auf die Uhr. Die Bank war hart. Noch ein Blick. Erst jetzt stieg mir der typische antiseptische Klinikgeruch in die Nase.

An den Wänden hingen in großen Wechselrahmen Karikaturen, mindestens aus den sechziger Jahren, die auf Unfallgefahren im Haushalt hinwiesen. Ein freundlicher Arzt, erkennbar an Augenspiegel und Stethoskop, mit seinem Blick streng auf den Betrachter zielend, deutete mit seinem Zeigefinger auf einen Stuhl, der gerade von einer korpulenten Hausfrau als Leiter missbraucht wurde.

Auf einem anderen Bild störte sich der selbe Arzt an der unsachgemäß geflickten Schnur eines Bügeleisens, mit dem die selbe rundliche Hausfrau gerade ein scheußlich kariertes Hemd bügelte. Die defekte Stelle am Kabel hatte der Zeichner mit kleinen, mehrfach gezackten Blitzen geschmückt.

Die Bildunterschriften waren längst verblasst, lediglich die fetten Ausrufezeichen waren noch zu erkennen.

Da öffnete sich die Glastür für einen Mann, dessen rechter Arm dick in blauweiße Küchenhandtücher eingeschlagen war. Der wilde Stoffknoten, der seine Hand verbarg, war schwer und blutnass. Im Gesicht des Mannes, der von einer jungen Frau begleitet wurde und, so schloss ich aus seiner Kleidung, vielleicht Koch war, arbeitete stumm der Schmerz. Sofort wurden die zwei von einer der Schwestern abgefangen und in einen der hinteren Räume geführt. Kaum ein Blick folgte ihnen.

"Wo bleibt denn der Dietze?", wisperte Marianne, die sich automatisch dem im Gang praktizierten Flüsterton angepasst hatte. "Ich denke, der ist schon fertig und kann gehen?"

Auf ungewohnten Krücken wankte mühsam eine ältere Frau vorbei, machte eine kurze Pause, atmete mehrmals tief durch und schleppte sich dann einsam zur Glastür. Niemand schien auf sie zu warten.

"Ich weiß auch nicht", antwortete ich, während die herbstliche Kälte draußen die Frau aufnahm, "vielleicht gibt es doch noch Komplikationen, bei Dietze weiß man ja nie."

Marianne schimpfte kaum hörbar.

Wieder ein Blick auf die Uhr.

Ein Pfleger kam, griffelte in mehreren weißen Karteikarten und fragte schließlich Marianne nach ihrem Namen, der Art ihrer Verletzung und ihrer Krankenkasse. Wir nutzten den Irrtum und erkundigten uns nach Dietze. Der Pfleger befragte erneut die Karten, zuckte die Achseln, hob kurz eine Hand und machte erst einmal eine junge Frau im Pelz mit abgespreizten kleinen Fingern zur nächsten Patientin.

"Schlechte Karten", flüsterte Marianne genervt.

Doch schon nach wenigen Minuten erschien der Pfleger erneut, diesmal ohne Karten, und erklärte, wenn auch nicht gerade freundlich: "Dauert noch. Ist gerade bei Dr. Arend."

Unsere Augen entdeckten die große Uhr über der Flügeltür. Der rote Sekundenzeiger rückte zögernd von einem Sekundenbalken zum nächsten vor. Hatte er ihn erreicht, hielt er kurz inne, bevor er zum nächsten schwarzen Balken eilte. War eine Minute vollständig, reagierte der schwarze Minutenzeiger mit einem leisen Zittern und einem trägen Ruck. Wasser hatte keine Balken, die Zeit hatte sie.

16.46.

16.47.

16.48.

Eine leere Trage passierte die Wartenden ohne Zwischenstopp. Das Begleitpersonal verschwand mit ihr in einem Seitentunnel des Ganges.

In der Gegenrichtung erschien eine Nonne mit mäßiger Geschwindigkeit und gesenktem Haupt. Die Flügelspitzen ihrer Haube taumelten beim Gehen lautlos auf und ab. Ohne ihren Blick zu heben, erreichte sie den Fahrstuhl und startete mit unbekanntem Ziel.

16.58.

Ein brüllender Junge, vielleicht acht oder neun Jahre, wurde von einer hysterischen Mutter, die ihr Kind mit einem Schwall von Vorwürfen begleitete, durch die Flügeltür gedrückt. Er presste sich einen weißen Lappen, ein Taschentuch, auf seinen Kopf, ein Büschel Haare war blutverklebt, das Auge war tränenrot.

"Setz dich da hin!"

Die Mutter, die sich nicht an den allgemein beschlossenen Flüsterton hielt, beschlagnahmte den uns nun schon vertrauten Pfleger und zerrte ihn zu ihrem Sohn.

Vorsichtig hob dieser das Tuch an, das der kleine Patient nur widerwillig freigab. Augen und Mundwinkel des Experten reflektierten eine stattliche Verletzung, die nach umgehender Behandlung verlangte. Ohne zu zögern führte er den Jungen in einen der hinteren Räume, während seine Mutter die Vorwürfe kreischend erneuerte.

"Schwester!", sprang Marianne plötzlich auf und erreichte mit wenigen Schritten die Angesprochene. Marianne gestikulierte aufgeregt, die Schwester stand sicher in ihrem orthopädischen Fußbett.

"Der ist immer noch nicht fertig!"

Marianne saß wieder neben mir auf der harten Holzbank.

"Jetzt ist er angeblich bei einer Frau Dr. Wiegand."

In der Flügeltür, dem hiesigen Tor zur Welt, erschien die alte Frau, die erst vorhin auf Krücken entlassen worden war. Sie war nicht weit gekommen. Das Leben jenseits der Tür hatte sie verweigert. Erschöpft sank sie in den Rollstuhl, den ihr die beiden Pfleger, die für kurze Zeit ihre Krücken ersetzt hatten, unter das Gesäß schoben. Wieder allein, starrte sie ins Leere und keuchte die gekachelte Wand an.

Da gab Dietze die Unfallstation frei.

Unvermittelt stand er im Gang und präsentierte uns das fahle Antlitz eines Gemarterten, dem es endlich vergönnt war, zu den Seinen heimzukehren. Seine müden Augen, seine blasse Hautfarbe, seine ganze Körperhaltung signalisierten jenes "Dem Tode entronnen", das Journalisten gewöhnlich in den Gesichtern von Erdbebenopfern oder aus Seenot Geretteten zu erkennen glauben. Kraftlos hing er in seiner speckigen Lederjacke, die Entlassungspapiere und den jetzt überflüssigen rechten Schuh in den linken Hand.

Die Unfallmedizin hatte ihm nur eine Krücke zugestanden, und so wuchtete er sich schwerfällig auf uns zu, seinen Plattfuß zur Galionsfigur erhoben. In dieser umständlichen Art der Fortbewegung lag ein stummer Protest. Mit jedem Zögern, jedem Rutschen, jedem Beinahesturz versuchte er, seine Umwelt darauf hinzuweisen, was er den Ärzten dieser Klinik anlastete. Die wenigen Schritte, die er uns eindrucksvoll auf dem polierten Boden des Korridors vorführte, gerieten zur Anklage.

Weder Gips noch dicke Bandagen schützten den betroffenen Fuß, unter dem Strumpf war allenfalls ein leichter Verband zu erkennen. Auch schien der Fuß, trotz dieser Maßnahme, in keiner Weise sonderlich vergrößert zu sein. Auch bei näherem Hinsehen war nichts Außergewöhnliches zu erkennen, jedenfalls nicht für einen medizinischen Laien.

Marianne und ich hatten die freudige Begrüßung des Vermissten und Spätheimkehrers kaum beendet, ihn kurz umarmt, da folgte auch schon der heftige Protest des professionellen Patienten.

In ernstem, halblautem Flüsterton, eingeübt in zum Teil berühmten Sanatorien, erhob er schwerste Vorwürfe gegen die lokalen Spezialisten. Nicht einer der drei hinzugezogenen



Fachärzte habe die Schwere seiner Verletzung auch nur im Ansatz erkannt. Nicht einer. Nicht einmal der habilitierte Orthopäde sei in der Lage gewesen, die zarten weißen Muster auf dem Röntgenbild als Frakturen zu deuten. Ganz zu schweigen von dem Unfallchirurgen, dem man auf sein Verlangen hin die Bilder ebenfalls gezeigt habe. Seine Zehen seien allesamt angebrochen, mindestens jedoch zwei oder drei.

Dietze verlagerte sein Gewicht und holte seufzend Luft. Marianne fixierte seinen unscheinbaren Fuß mit ernstem Blick.

Statt dessen habe man ihn einfach an eine ebenfalls nicht qualifizierte Ärztin abgeschoben, die den offensichtlich zerschmetterten Fuß erst mit einem handelsüblichen Gel eingerieben und anschließend dünn bandagiert habe. Auch mit dieser Ärztin habe man nicht reden können. Im Gegenteil, sie habe gar behauptet, nach fünf oder sechs Tagen sei alles vergessen und der Fuß wieder belastbar. Als man ihm dann auch noch die Benutzung eines in seinem Fall fraglos angemessenen Rollstuhls verweigert habe, sei das Maß voll gewesen. Mit dieser simplen Krücke und einem mehr als zweifelhaften Bericht für seinen Hausarzt würde man ihn jetzt wieder auf die Straße schicken. Und das ohne wirklich gründliche Untersuchung, denn das, was man in den letzten Stunden mit ihm gemacht habe, könne man ja wohl kaum so nennen. Allenfalls Voruntersuchung. Allenfalls.

Dietze rang nach Luft, Marianne um Fassung.

Selbst die dringend erforderlichen starken Schmerzmittel habe man ihm verwehrt und ihn statt dessen mit Aspirin abgespeist. Dabei sei der Schmerz, den sein zertrümmerter Fuß aussende, bereits bis in die Hüftgelenke vorgedrungen.

"Meine Mutter", fuhr er mit bebender Stimme fort, "hätte sofort erkannt, dass meine Zehen angebrochen sind. Aber es verfügt eben nicht jeder über ein so sensibles Gespür. Nur mit den Fingern, durch sanften Druck, hätte sie es gespürt. Sofort. Aber diese Pfuscher hier mit ihrer Apparatemedizin? Götter in Halbseide! Borniert, sage ich euch, total borniert. Und noch dazu völlig gefühllos."

Wieder gelang ihm ein aufwändiger Beinahesturz, doch ich stand bereits neben ihm und fing ihn sanft ab.

"Dietze, komm, lass uns gehen." Marianne verweigerte ihr Mitleid, wie zuvor die Ärzte den Rollstuhl.

Auf mich gestützt, mühten wir uns der Flügeltür entgegen, wo Dietze der alten Frau, die noch immer die kalten Kacheln ankeuchte, einen neidischen Blick zuwarf.

"Dietzel!", entfuhr es Marianne, doch der Schwerverletzte ignorierte die Warnung.

"Das schaff ich nie bis zum Parkplatz. Kannst du denn nicht bis zur Aufnahme vorfahren?"

Sein Anblick ließ uns wenig Spielraum.

Also lief ich vor bis zum Glashaus des Wächters und bat ihn, eine Ausnahme zu machen und die Schranke zu öffnen. Keine Reaktion. Der tadellos Uniformierte lenkte erst ein, als ich ihm den Zustand des Patienten schilderte. Bänderriss. Komplizierte und mehrfache Frakturen der rechten Mittelfußknochen. Reichte noch nicht, also: Phantomschmerz im amputierten linken Stumpf. Ohne Antwort und Einsatz seiner Mimik drückte er auf den Knopf.

Im Windfang der Aufnahme bestand Dietze darauf, liegend, auf jeden Fall halbliegend, transportiert zu werden.

Ich drehte den Beifahrersitz so weit wie möglich herunter, und mit vereinten Kräften gelang es uns, Dietze samt deplatziertem Schuh, Krücke und abgespreiztem Fuß in eine beinahe horizontale Lage zu bringen.

Dietze seufzte tief.

Marianne zwängte sich auf den noch verbleibenden Platz des Rücksitzes. Langsam fuhr ich vom Hof, nicht ohne den verständnisvollen Schrankenwärter freundlich zu grüßen.

80 km/h. Mehr war nicht drin. Sonst verließen die Schmerzen die Hüftgelenke und wanderten in den ganzen Körper aus. Das verordnete Aspirin blieb erwartungsgemäß ohne Wirkung. Dennoch sah sich Dietze in der Lage, uns den Unfallhergang zu schildern.

Sein Bericht war jedoch verblüffend kurz und blieb bald im Unerklärlichen stecken. Spielerisch, wie er beteuerte, ohne tieferen Grund, habe sich sein rechter Fuß immer wieder einmal unter die Palette gewagt, nur so zum Spaß, einfach so, ganz schnell, vor und wieder zurück. Spielerisch eben. Ein anderes Motiv könne er beim besten Willen nicht nennen.

Vermutlich um ihn zu erschrecken, habe dann plötzlich Markus, der den Hubwagen mit der Palette fuhr, kurz den Hebel betätigt, mit dem die Gabel und die Palette zu Boden gelassen werden. Nur kurz. Die Palette habe den Boden zwar nicht berührt, doch diese wenigen Zentimeter hätten ausgereicht, um seinen Fuß, der leider nicht schnell genug gewesen sei, wie in einen Schraubstock einzuspannen. Spielerisch eben, einfach so. Entsetzlich geknackt habe es. Schließlich sei die Palette ja mit Platten für die Halle beladen gewesen.

"Du hast den Fuß selbst unter die Palette gehalten?"

"Ja", nickte Dietze und betonte noch einmal "irgendwie spielerisch eben."

"Irgendwie", wiederholte Marianne.

Und nach einer kurzen Pause, fast böse: "Tut mir leid, mehr kann ich euch auch nicht dazu sagen."

"Aber die Sicherheitsschuhe?"

"Hab ich noch nie angezogen, diese klobigen Dinger, wo schon hundert andere ihre Füße drin hatten. Einfach unhygienisch. Ich hatte diese Schuhe hier an. Hat mir meine Mutter vor zwei Jahren in Bologna gekauft. Büffelleder."

"Toll", bemerkte Marianne, "wie immer vom Feinsten."

Die weitere Fahrt verlief ohne größere Zwischenfälle, und auch Dietzes Schmerzen hielten sich in erträglichen Grenzen, lediglich die Spurrillen auf dem Frankenschnellweg bereiteten für kurze Zeit Probleme.

In unserem ländlichen Domizil war inzwischen Karl eingetroffen, mit dessen Hilfe wir den Rekonvaleszenten vom Liegesitz auf die durchgesessene Couch im Wohnzimmer schleppten. Mit überall zusammengesuchten Kissen wurde schnell ein provisorisches Krankenzimmer aufgebaut, auf dem Dietze sich erschöpft niederließ, den Fuß in exponierter Lage auf der Armlehne plaziert.

"Seht ihr, wie weit die Schwellung schon fortgeschritten ist?", stöhnte der Verletzte.

Karl, der unseren Freund kaum kannte, studierte jetzt eingehend das Körperteil des Tages. Langsam versank Dietze in seinem weichen Zwischenlager und weihte unseren Mitbewohner in halblautem Flüsterton in die Geheimnisse der traditionellen und alternativen Diagnostik ein. Im Mittelpunkt standen die unhaltbaren Zustände in der Nürnberger Pegnitz-Klinik. Karl war erschüttert.

Marianne rauchte erst einmal eine Zigarette auf dem Balkon. Geballt trat der Rauch aus ihren erhobenen Nasenlöchern aus.

Ich zog und zog, bis die Schnur reichte, und wir ließen Dietze bei offener Tür allein, der umgehend seine Mutter anrief, mit der er, nach ausschweifender Beschreibung des maßlos angeschwollenen Fußes und der Inkompetenz der Unfallmediziner, das weitere Vorgehen besprach. Mitten im Gespräch schwieg er und lauschte mit betäubtem Blick. Was immer seine Mutter ihm anvertraute, es sog ihm das letzte bisschen Farbe aus dem Gesicht.

Er wiederholte. Von bleibenden Schäden und möglichen Spätfolgen war die Rede.

Marianne hackte in der Küche Zwiebeln und Knoblauch. Wir hatten den ganzen Tag noch nichts gegessen, jetzt spürte auch ich den Hunger, der die Anspannung des verlorenen Nachmittags zur Vergangenheit erklärte.

Während ich mit Karl den Tisch deckte, machte ich ihm mit wenigen Worten den Ernst der Lage klar. Für eine ausführliche Anamnese im Sinne unseres Freundes reichte die Zeit allerdings nicht. Karl war erschüttert.

Als das Essen endlich auf dem Tisch stand, ausnahmsweise gab es Spaghetti Bolognese, ließ sich Marianne zu einer unbedachten Handlung hinreißen und rief Dietze so, als würde er unverletzt und gut gelaunt im Wohnzimmer sitzen.

"Dietze, komm, Essen! Es gibt Spaghetti, Salat und zur Feier des Tages spendier ich eine Flasche Farnito, nein, sagen wir zwei Flaschen!"

Die Geschichte der Medizin kennt den Begriff der Spontanheilung, doch bis zu diesem Zeitpunkt war für mich eine augenblickliche Gesundung weder vorstellbar noch nachvollziehbar gewesen. Für mich gehörten solche wundersamen Genesungen ins Reich der Geistheiler und Schamanen, waren ein Thema esoterischer Selbsthilfekurse und nachmittäglicher Talkshows. Doch Mariannes erfolgreiches Experiment hat mich spontan von den Möglichkeiten jener Heilvariante überzeugt.

Kaum hatte sie die magischen Worte ausgesprochen, stand Dietze auch schon in der Esszimmertür, ohne Krücke, mit beiden Beinen fest auf dem Boden. Auch der Weg zum Fensterplatz, bei dem man wie ein Slomfahrer mehrere große Zimmerpflanzen passieren musste, bereitete ihm keinerlei Schwierigkeiten. Sogar seine Gesichtsfarbe frischte nach wenigen Bissen und einem großen Glas Rotwein auf. Demütigungen und Frakturen schienen mit einem Mal vergessen. Als wäre nichts gewesen, erzählte Dietze heitere Anekdoten aus seiner Wahlheimat Stuttgart, trank, lachte und aß bis zur letzten Nudel.

Immer, wenn Dietze seinen Teller mit Elan neu beschickte, sah mich Marianne stumm an, schwenkte den Blick auf ihn und wieder zurück. Karl war fasziniert.

Erst als Dietze das letzte Glas geleert hatte und der Abwasch unaufhaltsam näher gerückt war, rief sich der ramponierte Fuß offenbar wieder in Erinnerung.

Während wir in der Küche zu Bürste und Handtuch griffen, füllte Dietze wieder die Couch, die Fernbedienung in Reichweite. Ab und zu drang ein langgezogener Seufzer an unsere Ohren.

Am nächsten Morgen wurde Dietze von seiner Mutter heimgeholt. Da ein Transport des Verletzten im Sitzen undenkbar war, hatte sie einen VW-Bus gemietet und mit einer weichen Schaumstoffmatratze ausgelegt. Energisch dirigierte die selbstbewusste Frau Karl und mich, Dietze im fachmännischen Tragegriff, zum Wagen. Er erschien uns schwerer als am Vortag. Seine Mutter erteilte genaue Order, wie wir ihren Sohn auf sein Lager zu betten hatten.

Kraftlos hob er zum Abschied die Hand.

Sechs Tage später rief uns Dietze an. Vier Ärzte hatte er inzwischen konsultiert, ehe seine Mutter eine wirkliche Koryphäe hatte ausfindig machen können, die das längst Gewusste und von ihr auf Anhieb Gefühlte auch in eine Diagnose umzusetzen verstand. Erst der Professor einer kleinen schwäbischen Privatklinik war aufgrund seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten auf dem Gebiet der Irisdiagnostik in der Lage gewesen, den wahren Zustand des von seinen Kollegen verschmähten Fußes zu erkennen. Zwei Zehen seien gewissermaßen faktisch angebrochen.

Für vier Wochen sei er krank geschrieben, um die Verletzung ganz auszukurieren und Folgeschäden, die der Professor nicht ausschließen mochte, so gering wie möglich zu halten. Ein Gutachten sei bereits auf dem Weg zu seiner Krankenkasse. Auch die verantwortliche Produktionsfirma sei informiert worden, um den üblichen Leistungsforderungen nachkommen zu können.

"Aber", beruhigte er Marianne am Telefon, "wenn alles gut läuft, kannst du mich bald wieder bei einer Produktion unterbringen. Spätestens im März bin ich wieder topfit."

# Lemuels Ende

Rauschen.

Was war im Anfang? Wie war der Anfang?

Und warum hatte es überhaupt einen Anfang gegeben?

Und was war vor dem Anfang? Vor diesem Anfang?

Das Nicht-Sein?

Das Noch-Nicht-Sein?

Das Anders-Sein?

Das Zu-Ende-Sein eines unbekannten Vorangegangenen?

Ein präkosmisches, leviathanisches Rieseneuter, bereit, mit weißem Strahl die Milchstraße zu erschaffen?

Wie lang hatte der Anfang so ungefähr gedauert?

Was ist eigentlich überhaupt ein Anfang?

War der Anfang von Anfang an?

Oder gab es gar mehrere Anfänge?

Wird es vielleicht demnächst wieder einen neuen Anfang geben?

War der Anfang unumkehrbar? Unaufhaltsam? Rücksichtslos?

Womit eigentlich fängt ein Anfang an?

Oder ist der Anfang - wie die Wirklichkeit oder die Kausalität - bloß eine Konstruktion des menschlichen Geistes, der nach Mustern, Wahrheiten und Orientierung giert?

"Im Anfang war das Wort", das jedenfalls hatte Johannes verkündet, lange bevor ihm im Jahre 95 in einer mittlerweile touristisch gut erschlossenen Höhle auf der Insel Patmos die Offenbarung widerfuhr. Noch heute zeigt eine Mulde im Gestein von dem tiefen Eindruck, den die himmlische Botschaft auf ihn und Prochorus, seinen getreuen Schreiber, gemacht haben muss.

"Im Anfang war die Tat", hielt ihm später Faust inbrünstig entgegen, kurz bevor ihm sich des Pudels Kern unter Absonderung des in diesen Situationen anscheinend unvermeidlichen Nebels hinter seinem Ofen offenbarte.

Abdul Alhazred, wann immer und ob überhaupt er gelebt haben mag, deutet auf den schon ziemlich vergilbten Seiten eines von der Miskatonik-Universität unter Verschluss gehaltenen Folianten aus dem frühen achten Jahrhundert an, dass vielmehr gewisse amorphe Wesen, die Alhazred vorsichtig "die Uralten" nennt, für den Anfang zumindest mit mitverantwortlich seien. Und noch immer sei ihr verborgenes, perfides und unirdisch-unterirdisches Wirken zu verspüren, wie gewisse Exegeten seines Werkes von Zeit zu Zeit immer wieder behaupten.

Am Fuße des Uluru hatten Goolagong und andere ebenfalls schon recht betagte Pitjandjaras in einer schwülen Sommernacht des Jahres 1871 zu den monotonen Klängen geschmeidiger Schwirrhölzer und dumpf singender Didgeridoos glaubhaft versichert, dass der Anfang von allem und jedem nur in der "Traumzeit" zu suchen sei, die eines Tages auch alles wieder in sich aufnehmen werde, den Uluru selbst, die Pitjandjaras, die Tjukurpa, ja sogar den ganzen australischen Kontinent.

Georg Christoph Lichtenberg hielt dagegen den Anfang und die Entstehung der Welt für nicht nachvollziehbar, für den menschlichen Verstand per se nicht zugänglich. Basta.

Nach seiner Rückkehr von der Weltumsegelung, die ihn an Bord der "Beagle" auch zu den Galapagos-Inseln geführt hatte, erklärte Charles Robert Darwin, nicht etwa die bis dahin in der westlichen Welt allgemein geachtete Schöpfung sei im Anfang gewesen, sondern vielmehr sei eine unentwegt vorwärts drängende Kraft für den Ursprung der Arten und somit allen Lebens verantwortlich, eine säkuläre Kraft, der er 1859 den Namen "Evolution" verlieh.

In einer Zeit, in der die Welt mehr und mehr zu der Überzeugung gelangte, alles werde in naher Zukunft mit einem großen Knall enden, überraschte George Gamow eben jene Welt mit der Theorie, alles habe vielmehr mit einem solchen begonnen. Treffend taufte er dieses Urgeräusch, dessen Echo die Astronomen seither in den Abgründen des Alls zu vernehmen glauben, "Big Bang".

Benoit Mandelbaum gelangte dann allerdings später zu der theoretisch wohlfundierten Überzeugung, im Anfang sei das Chaos gewesen, und noch heute würde es den Lauf der Welt wesentlich mitbestimmen.

Franz Heidinger, Mitglied einer zumindest ökonomisch nicht unbedeutenden Sekte, irritierte in den Sommermonaten des Jahres 1988 zahlreiche völlig harmlose Passanten in der Fußgängerzone Erlangens mit der Behauptung, der Anfang stünde überhaupt erst noch bevor. Alles bisher Dagewesene sei lediglich als Vorbereitung auf den Anfang zu verstehen, den demnächst sein auserwählter und erleuchteter Meister mit einem nur den Sektenmitgliedern vertrauten Ritual initiieren und der Welt zugleich verkünden werde.

Stephen Hawking verwirrte seine Leser und Bewunderer mit der gegenteiligen Behauptung, der zufolge es nämlich überhaupt niemals einen Anfang gegeben hat, da die Welt nun einmal, in welcher Form auch immer, seit reichlich unmessbaren Zeiten unentwegt existiere.

Ein ehemaliger Kellner eines Davoser Hotels versicherte hingegen in diversen Bestsellern, extraterrestrische Kolonisatoren hätten vor langer Zeit, Göttern gleich, uns Menschen geschaffen und somit den Anfang gemacht, der also ohne weiteres als intergalaktische Ejakulation verstanden werden könne. Ob es sich dabei möglicherweise um eine vorzeitige gehandelt haben könnte, wurde von dem inzwischen nicht mehr kellnernden Schweizer allerdings offen gelassen.

Schützenhilfe erhielten alle Anhänger dieser prähistorischen Panspermie von Zecharia Sitchin, der in den Nefilim, den Bewohnern eines noch wiederzuentdeckenden zwölften Planeten, die eigentlichen Anfänger zu erkennen glaubte. Vor zehntausend Jahren hätten jene plumphelmigen Reisenden die bis dahin noch unmenschliche Erde betreten, um unsere Welt zu erforschen, und dabei ganz nebenbei, kurz vor der Rückkehr zu ihrem Heimatplaneten, den Homo sapiens sapiens in seine Vorgeschichte entlassen.

"Im Anfang war der Wasserstoff", publizierte Hoimar von Ditfurth, doch fügte er dieser These später noch hinzu, fast so, als hätte er auf Johannes, Abdul Alhazred und die Panspermien Rücksicht nehmen wollen: "Wir sind nicht nur von dieser Welt". Wie dem auch sei, jedenfalls bezichtigte er das 1781 von Cavendish und Lavoisier entdeckte Element mit dem Atomgewicht 1,0078, absolut autochthon zu sein.

"Am Anfang war das Feuer" - das jedenfalls demonstrierte der Oscar-Preisträger Jean-Jaques Annaud einige Jahre darauf in einem selbst die Kritik beeindruckenden Film und widersprach damit deutlich seinem amerikanischen Kollegen Stanley Kubrick. Dieser hatte sich nämlich bemüht, die Musik von Richard Strauß bemühend, der bereits Friedrich Nietzsche bemüht hatte, einen reichlich glatten, anthrazitfarbenen Monolithen zweifelhafter Herkunft für den Anfang der noch immer anhaltenden Odyssee des reflektierenden Geistes verantwortlich zu machen.

"Im Anfang ist die Kopie", resümierte jüngst Robert Menasse, der weder Nietzsche noch Strauß, sondern Hegel bemühte, um zu erklären, dass der menschliche Geist, nach einer beachtlichen Eruption in die Gefilde des Wissens, nunmehr auf dem Rückzug sei.

Frau Niedermaier aus dem dritten Stock war hingegen der Ansicht, aus der sie im übrigen auch keinerlei Hehl machte, und die sie jedem vortrug, der die entsprechende Frage an sie richtete, im Anfang sei nichts gewesen, und alles, was man heute kaufen und im Fernsehen sehen könne, wäre erst später gekommen, sogar die Erde und das Weltall wären anfangs nicht gewesen; alles wäre so im Laufe der Zeit eben später irgendwie so peu a peu und doch ziemlich eindeutig geworden. Gewissermaßen aus sich selbst heraus. Nähere Auskünfte konnte oder wollte auch sie nicht erteilen.

Doch was war mit dem Wirken der Asen, mit dem Einfluss Odins, der im Südgermanischen als Wotan bekannt war; und was hatten Uranos und Gaia, Kronos und Rhea mit dem Anfang zu schaffen; welche Rolle spielten Amun und Hathor, Osiris und Ptah, Nut und Geb?

Und das babylonische Enuma Elish, das Popul Vuh der Maya, die jüdische Kabbala, die indische Shatapatha Brahmana, wie stellten sie den Anfang dar? Welche anfänglichen Überzeugungen vertraten Chuang-Tzu, Hildegard von Bingen, Wilhelm von Ockham, Theophrastus Bombastus von Hohenheim, Heraklit oder Karl Valentin?

Lemuel war verwirrt, die Kompassnadel wies gleichzeitig in verschiedene Himmelsrichtungen. Namen über Namen bahnten sich ihre Wege durch seine Synapsen, um die unterschiedlichsten Erklärungen und Vermutungen zu stützen. Gerade hatte er noch schnell einmal die Edda zur Hand nehmen wollen, denn auch der zwittrige Urriese Ymir erhob seiner Erinnerung nach Anspruch auf den Anfang, doch die Edda war bereits getilgt. Die Seiten der bibliophilen Ausgabe mit Goldschnitt und schon leicht abgegriffenem Ledereinband, die er von seinem Großvater geerbt hatte, zeigten nur noch einen matten, grauen Schleier. Der ihm inzwischen vertraute antiseptische Geruch ließ auf eine erst kürzlich erfolgte Tilgung schließen. Lemuel ärgerte sich, dass er immer nur flüchtig in der Edda geblättert hatte. Jetzt war es zu spät.

Auch die Überlieferungen der Mayas, die ja ohnehin nur sehr unvollständig verfügbar waren, obwohl deren Glyphen und Logogramme bereits in den fünfziger Jahren von Jurij Knorosow weitgehend entziffert worden waren, gab es nicht mehr. Die Seiten mit den beeindruckenden Erklärungen waren schon vor Tagen ergraut.

Also suchte Lemuel in den altindischen Weden weiter, die noch ungetilgt in seiner Bibliothek neben dem bereits seit geraumer Zeit wertlosen Nibelungenlied standen, denn die Frage nach dem Anfang ließ ihn nicht mehr los. Lemuel war nämlich seit kurzem ein Anfänger, ein Mensch also, der sich mit gesteigerter Neugier für den Anfang interessiert und daher Anfänge beharrlich aufspürt, erforscht und gegebenenfalls kritisch hinterfragt. Insbesondere der Vielfalt der möglichen oder tatsächlichen Anfänge kam dabei eine ganz besondere Bedeutung zu, schließlich war doch die Frage zu klären, ob ein Anfang allein ausreichend gewesen war, um alles in Bewegung zu setzen, oder ob etwa mehrere Anfänge, vielleicht sogar zu völlig unterschiedlichen Zeiten und an völlig verschiedenen Orten, erfolgreich zusammengewirkt hatten. Auch die immer wieder aufkeimende These von der Anfangslosigkeit der Welt galt es zu überprüfen.

Die Anfangsforschung oder Beginning Theory, wie dieses Orchideenfach vor einigen Jahren in den USA getauft worden war, das war Lemuel erst durch die Tilgung bewusst geworden, war eine äußerst schwer auszuübende Wissenschaft, die er bislang völlig unterschätzt, ja, bisweilen sogar mit Hohn bedacht hatte. Denn die Blickrichtung der meisten Disziplinen war nun einmal die Zukunft, die gemäß ihrer Natur unaufhaltsam näher rückte, während man sich von den Anfängen, wann und wo auch immer sie zu lokalisieren waren, mehr und mehr entfernte. Zukunft statt Herkunft hieß die Devise.

Doch die Zukunft, von der nicht wenige meinten, sie hätte längst begonnen, würde nicht stattfinden, jedenfalls nicht so, wie es führende Zukunftsforscher gemeinhin verkündeten, das stand für Lemuel unumstößlich fest. Vielmehr breitete sich das Ende aus. Schleichend, aber deutlich erkennbar. Also war er zum Anfänger geworden, denn der Anfang schien ihm nach wie vor ungeklärt und geheimnisvoll zu sein. Und vor dem endgültigen Ende wollte er unbedingt noch ergründen, wie alles angefangen hatte, wie aus den Abgründen des Nichts die Gründe für die Existenz von Mensch und Welt geworden waren.

Da gab es viel zu tun, denn Lemuel hatte dem Anfang bislang wenig Aufmerksamkeit geschenkt und war als Anfänger noch ein blutiger Anfänger. Leider hatte die Tilgung zahlreiche unverzichtbare Quellen und Dokumente für immer vernichtet, so dass man sich zunehmend auf sein Gedächtnis stützen musste.

Zwar gab es über das Ende mindestens ebenso viele Spekulationen, Prognosen und phantasielose Extrapolationen, doch Ragnarök, Doomsday, Armageddon, Kataklysmus, Supergau und Supernova würden nicht stattfinden, dessen war er sich, nach allem, was inzwischen getilgt und verschwunden war, völlig sicher. Nostradamus, Johannes, Goolagong, Edward Teller und auch Frau Niedermaier hatten sich, zumindest, was das Finis mundi betraf, maßlos geirrt. Kein Komet mit seinem sonnenwindigen Schweif stand symbolträchtig am Himmel; kein Atommanager dementierte zynisch, was viele längst ahnten;

kein Ozonloch öffnete sich endgültig für das Feuer der Sonne; kein Schwarzes Loch verschlang die Erde mit seiner gnadenlosen Gravitation; kein Buch mit sieben Siegeln stand zur Öffnung an; kein atomarer Winter verfinsterte den Himmel über ausgeglühten Städten und verdampften Leibern. Das längst allgegenwärtige Ende sah ganz anders aus. Natürlich hatte auch das Ende seinen Anfang, eben jenen sprichwörtlichen Anfang vom Ende, und somit war es auch die leidige Pflicht jedes ernsthaften Anfängers, sich für das Ende zu interessieren, oder doch zumindest für seinen Anfang. Für den sprichwörtlichen Anfang vom Ende.

Lemuel hatte wieder einen langen Tag im Büro hinter sich, den er in seinen Knochen spürte. Der starre Blick auf den Monitor, die zuckenden Symbole und Buchstaben, das Surren des Faxgerätes und die ebenso bohrenden wie irrelevanten Fragen seines Chefs hatten seine Konzentration doch sehr beansprucht und ihm wieder einmal heftige Kopfschmerzen bereitet. Außerdem wütete noch das Sushi, das er anlässlich einer Preisverleihung an einen japanischen Künstler im Rathaussaal hatte essen müssen, in seinem von einer chronischen Gastritis geplagten Magen.

Für die Rede, an der er den ganzen Vormittag gefeilt hatte, war sein Chef mit tosendem Beifall bedacht worden, während dieser für ihn nur ein lakonische "Ging so" übrig gehabt hatte. Der Chef war eben ein Weltmeister im sich Schmücken mit fremden Federn, die nicht selten die seinen waren. An diesem herbstgrauen Montagnachmittag fühlte er sich besonders gerupft, sah sich als nacktes Brathuhn in den Feierabend entlassen.

Also nahm er sich nichts vor, ging weder ins Kino noch in ein Konzert, sondern ließ sich in aller Ruhe ein Bad ein. Denn in seiner Wanne konnte er sich am besten entspannen und seine Gedanken wieder in unverordnete Bahnen lenken. Ätherische Öle, die ihm sein Apotheker erst kürzlich nach einem alten Rezept komponiert hatte, und ein kühles Glas Soave sollten ihm dabei helfen. Das Wasser war angenehm heiß. Entspannt sog er die Dämpfe ein und ließ seine Muskulatur erschlaffen. Gegen die Milchglasscheibe hinter seinem Rücken prasselte herbstlicher Regen und verstärkte die wohlige Geborgenheit, die er mit geschlossenen Augen genoss. Ein Schluck vom kühlen, trockenen Weißwein, und der Ausstieg aus dem Büromontag samt Rede, verlorenen Federn und Sushi-Stehempfang war geglückt.

Herr Lemuel ließ sich fallen. Er räkelte sich in der Wanne, füllte sie aus und sog die eukalyptischen Dämpfe ein, trank kühlen Wein und sann über den Anfang und das Ende von allem nach. Das Ende interessierte ihn seit jeher. Schon als Kind hatte er versucht, sich vorzustellen, wie die Welt wohl eines Tages enden würde. Und so räkelte er sich, sog, trank, sann und entflo.

Kleine Schmutzteilchen stiegen aus seinem Nabel auf und drehten sich langsam im Kreis. Am Spiegel bildeten sich Nasen aus dickem Wasser, die, eine nach der anderen, plötzlich über das Glas liefen und skurrile Muster bildeten. Der Regen prasselte weiter, kalt und monoton. Kampfer und Lavendel schwebten durch den zähen Badenebel, der jedem türkischen Bad das heiße Wasser hätte reichen können. Auf der Wasseroberfläche trieben ölige Augen, die einem Prisma gleich das diffuse Licht der dicken Kugellampe brachen. Irgendwo in der Stadt, weit draußen hinter der Milchglasscheibe zum Hof, forderte ein Martinshorn freie Bahn.

Vor knapp drei Jahren hatte alles angefangen, hatte der Anfang vom Ende begonnen. Die Mona Lisa war aus dem Louvre gestohlen worden. Professionell und ohne Spuren zu hinterlassen. Keine Alarmanlage hatte reagiert, keine Videokamera etwas aufgezeichnet. Leonardo da Vincis opus eximium war einfach nur weg, am hellichten Tag, und kein Wärter oder Besucher hatte etwas bemerkt. Nicht einmal den Rahmen hatten die Diebe berührt, lediglich die Leinwand fehlte. Und während die Polizei vor einem unlösbaren Vexierbild ohne Bild stand, servierte die Regenbogenpresse ihren süchtigen Lesern eine haltlose und absurde Spekulation über mögliche Täter und Motive nach der anderen. Ex-Stasi, Ex-KGB, Ex-CIA, Exkommunizierte, Exaltierte und Exzentriker geisterten wochenlang fett durch die geistlosen Headlines.

Doch der Raub der Mona Lisa stellte nur den Anfang einer Serie von groß angelegten und offensichtlich ausgezeichnet organisierten Kunstdiebstählen dar. Aus dem Rijksmuseum

verschwand, allen Nachtwachen zum Trotz, Rembrandts "Nachtwache", aus der Eremitage Claude Monets "Dame im Garten", das Folkwang-Museum hatte den "Papageienmann" Max Liebermanns zu beklagen, der Sammlung Ludwig gingen die Picassos aus, und die Kunsthalle Henri Nannens im niedersächsischen Emden meldete den Verlust mehrerer namhafter Spätexpressionisten. Das Museum of Modern Arts kündigte sicherheitshalber die Schließung an, während die Documenta auch ohne Exponate auskam und mehr Zuschauer denn je nach Kassel lockte. Der weiße Katalog mit über vierhundert weißen, weil unbedruckten Seiten wurde gar ein größerer Erfolg als das weiße Album der Beatles.

Sonderkommissionen und -kommandos wurden in Raubdezernaten gebildet, Wachpersonal geschult und zusätzliche Alarmanlagen installiert, doch die Serie riss nicht ab. Da zudem weiterhin jede Spur fehlte, konnte die eines möglichen Täters auch nicht verfolgt werden. Am sonderbarsten war jedoch, dass bei einigen Bildern, vor allem jüngeren Datums, wirklich nur das Bild fehlte, also nur die Farbe und nichts als die Farbe. Zurück blieben in diesen Fällen der Rahmen und die Leinwand, die niemals bemalt worden zu sein schien. Selbst hinter kugel- und idiotensicherem Panzerglas verschwand hier und da das reine Bild, eben nur der Farbauftrag des Malers. Selbst Kultusminister mit humanistischer Vergangenheit und apodiktischer Rhetorik gerieten hierbei ins Stottern, denn diese Variante des Kunstraubs war mit gängigen Methoden einfach nicht aufzuklären.

Wenig später griff das Phänomen auch auf Plastiken und Reliefs über. Vor dem Bundeskanzleramt blieb von Henry Moores "Bogensützen" nur ein formloser Haufen Schrott, und auch Fett, Filz und Honig in der Versionen und Visionen von Joseph Beuys gaben ihre geeckten, gepumpten und eingesessenen Formen auf. Ebenso schlecht schnitt Tilman Riemenschneider ab, denn seine Altäre zerstoßen zu kleinen, schmutzigen Sägemehlhäufchen.

Doch bald zeigte sich, dass es der Musikwelt nicht besser ergehen sollte, im Gegenteil, es traf sie noch viel schlimmer. Denn während von den Bildern wenigstens Fotografien und Kunstdrucke zurückblieben, verschwanden bei den Noten nicht nur die handschriftlichen Originale der Komponisten, sondern auch sämtliche Reproduktionen. Wie schon zuvor bei den Bildern, waren die Notenblätter einfach leer und wirkten wie niemals beschrieben oder bedruckt. Und auch hier gab es einfach keine Spuren oder irgendwelche Hinweise. Lediglich einen leichten antiseptischen Geruch konnten feine Nasen wahrnehmen, worauf chemisch versierte Kriminologen auf die Verwendung eines völlig neuartigen und bis dahin unbekannten Lösungsmittels schlossen. Mögliche Motive für die gründliche Vernichtung von Bildern und Noten und ihre perfide weltweite Durchführung blieben allerdings weiterhin ein nicht zu lösendes Rätsel.

Bach war ebenso betroffen wie Weill, Mozart wie Zappa und Chopin wie Henze, die Vernichtung kannte kein System und traf heute Schönberg und morgen Ellington. Auch wurde das Gesamtwerk nicht auf einmal gelöscht, sondern Sonate für Sonate, Arie für Arie und Partitur für Partitur; im August in Wien, im November in New York und im Januar in Paris, völlig unvorhersehbar, aber immer gründlich. Im Februar war Orff dran, wenig später Charlie Parker, gefolgt von Django Reinhardt und Sibelius. Und nichts konnte die wertvollen Noten retten, denn die unheimliche Vernichtung machte weder vor Mikrofilmen noch vor Disketten halt, im Gegenteil, nach einem Jahr der "Tilgung", denn so wurde das absolut unerklärliche Phänomen inzwischen allgemein genannt, waren plötzlich auch Tonträger wie Schallplatten, CDs und Tonbänder betroffen.

Hier hatte die Tilgung offenbar doch ein System, denn sie ging nach Instrumenten vor. War beispielsweise die Violine an der Reihe, so waren die in Rillen gepressten Sternstunden Yehudi Menuhins, Stephane Grappellis, Don "Sugarcane" Harris', Gideon Kremers, Zbigniew Seiferts, Anne-Sophie Mutter, Jean Luc Pontys, David Oistrachs, Michal Urbaniaks, Eileen Ivers oder Sean Keans innerhalb eines Tages bis zur Lautlosigkeit geglättet.

Als die Tilgung im Mai die Harfe erreichte, hatte Lemuel sofort zu Jonny Teupens "Harpadelic" gegriffen, um sie wenigstens einmal noch zu hören, doch die Nadel glitt bereits über eine polierte Rille. Allenfalls hochfrequentige Gleitgeräusche konnte er noch vernehmen. Sein Wunsch kam bereits zu spät. Selbst die kleinen musikalischen Kunststücke von Harpo Marx waren für immer verloren, ganz zu schweigen von den Klängen Allen Stivells, Alice Coltranes, Deborah Henson-Conants oder Anne Lefkes. Es war zum Verzweifeln.



Und wie reagierte die Öffentlichkeit? Nun, wie sie immer im Falle von permanenten oder sich regelmäßig wiederholenden Katastrophen reagiert, sie gewöhnte sich schnell daran und begann nach dem üblichen Zeitraum, die Tilgung weitgehend zu ignorieren. Denn wie Tankerhavarien, Aids oder regionale Kriege zur banalen Alltäglichkeit geworden waren, wie Waldsterben, Ozonloch oder gentechnisierte Tomaten kaum noch diskutiert wurden, so fand auch die Tilgung schnell Eingang in die Lebenswelt und den Wortschatz der Menschen. Erschwerend kam hinzu, dass seit dem Ende der achtziger Jahre die Frequenz historischer Tage, Ereignisse und Stunden unverhohlen und unentwegt erhöht wurde. Kanzler und Minister konnten ihren Amtspflichten bald kaum noch nachkommen, da sie, mit den üblichen Staatsgästen und Bürokraten im Anhang, euphorisch von Stadt zu Stadt zogen, um historische Dokumente zu unterzeichnen, historische Handschläge auszuteilen und an besonders historischen Tagen, trotz allgemein vernehmbarer musikalischer Minderbegabung, die Nationalhymne abzusingen.

Der Begriff der "Tilgung" wurde auch nur im Jahr seiner Prägung von der Gesellschaft für deutsche Sprache zum "Wort des Jahres" gekürt, im Jahr darauf wurde es bereits vom Wort "Kanzlerwille" auf den zweiten Platz verdrängt. Ungeklärt blieb indes die Urheberschaft dieses Begriffes, da gleich mehrere Redakteure, Feuilletonisten und Kulturkritiker Anspruch auf seine Erfindung erhoben. Der sogenannte "Tilgungsstreit" begann.

Die Boulevardpresse kehrte jedoch, nach endlosen Verdächtigungs- und Schuldzuweisungs-Aufmachern zu ihren eigentlichen Themen zurück und berichtete wieder Empörendes und Obskures aus dem Liebesleben der Grimaldis und Windsors. Da zudem völlig überraschend Fußballübertragungen, Gameshows, Sitcoms, Talkshows und die "Lindenstraße" von der Tilgung auf sonderbare Weise ausgeschlossen blieben, da bunte Blätter auf Papier oder im Internet weiterhin ungehindert erscheinen konnten, da die debil zuckenden Helden der Computerspiele ungestört virtuelle Arschlöcher in den Cyberhimmel lasern konnten, da banale Melodien und Rhythmen noch immer zuverlässig aus den Lautsprechern schwappten, hielt sich auch die Trauerarbeit über den unaufhaltsamen und endgültigen Verlust in Grenzen.

Während jedoch außerhalb dieser Grenzen das Leben gelassen weiter ging, ereigneten sich innerhalb bislang unvorstellbare Tragödien. Kunstsammler erschossen sich in ihren unterirdisch verbunkerten Privatgalerien, entweder weil ihre kostbarsten Stücke noch unberührt an den Wänden hingen, was nur bedeuten konnte, dass es sich dabei um Fälschungen handelte. Denn schon nach kurzer Zeit waren sich die Experten darin einig, dass zumindest bei Bildern nur Originale getilgt wurden. Wer einen ungetilgten Degas oder Munch sein eigen nannte, war dennoch von der Tilgung enteignet, denn diese Werke waren garantiert gefälscht. Das Gesamtwerk vieler großer Meister schrumpfte so auf seinen tatsächlichen Umfang zusammen. Rembrandt, der vor Jahren schon seinen berühmten "Mann mit dem Goldhelm" seinen Schülern überlassen musste, wurde noch weitere Werke los; Dali enttäuschte seine Sammler gleich dutzendweise.

Auch vor dem schon seit geraumer Zeit verwaisten Rahmen der Mona Lisa, neben dem eine schlichte Gedenktafel an den unaufgeklärten Verlust erinnerte, kam es regelmäßig zu spektakulären Selbstmorden einsamer Kunstfanatiker, die mit diesen Fanalen die unkümmerte Mehrheit auf die Agonie der Kunst aufmerksam machen wollten.

Vergebens. Die Mehrheit hatte nun wirklich andere Sorgen, etwa die schon wieder gestiegenen Autobahngebühren oder den Fehlstart des neuen europäischen Pay-TV-Satelliten, der Live-Übertragungen aus Bordellen, Gerichtssälen, Unfallkliniken und aristokratischen Schlafgemächern vorerst vereitelte. Der engagierte Channel-Hopper und Reality-Switcher musste sich also noch einige Zeit gedulden und mit nachgestellter TV-Ware vorlieb nehmen.

Während die Mehrheit so dazu gezwungen war, sich weiterhin eher bescheiden zu amüsieren, wagte die Tilgung, erst schleichend und kaum merklich, den Griff auf die zeitgenössische Kunst. Eine eiligst einberufene Pressekonferenz verschiedener Künstler konfrontierte die interessierte Öffentlichkeit mit der bitteren Wahrheit. Christo packte als erster aus. Ihm seien, erklärte er, sichtbar um Fassung ringend, sämtliche Verpackungsideen und -konzepte für immer ausgegangen. Horst Janssen verkündete anschließend mit bitterer Miene, dass die sogenannte Tilgung sein Lebenswerk nahezu vollständig ausradiert habe. Weitere Künstler hatten vorerst keine Werke zu beklagen; die Tilgung hielt sich also noch in besagten Grenzen.

Die Erklärungsmuster und Deutungen kannten indes keine Grenzen. Während hochrangige Politiker nur noch gelegentlich die altbewährten, wohlvertrauten und mediensicheren Betroffenheitsproklamationen dem reißenden Informationsfluss übergaben, war die professionelle Kulturkritik innerhalb kürzester Zeit zur Höchstform aufgelaufen.

Nach dem Ende des kalten Krieges, nach der Niederlage dessen, was unter dem Namen "Marxismus" die Menschen geachtet und geschunden hatte, nach dem zweifelhaften Triumph des Kapitalismus, der beim Verachten und Schinden des Individuums wesentlich perfider vorging, und nach dem Verlust diverser antiker und progressiver Utopien, der die Intellektuellen gleich reihenweise ins ungewohnte Abenteuer des eigenen Denkens gestürzt hatte, kam vielen einstigen Vordenkern die Tilgung offensichtlich sehr gelegen. Also traf man sich willig in semiotischen Seminaren und hermeneutischen Zirkeln, um der Tilgung auf die Spur zu kommen.

Eine der ersten Veröffentlichungen, herausgegeben von ebenso namhaften wie ergrauten Veteranen der Frankfurter Schule, wurde binnen kurzer Zeit zum Klassiker und somit zur verbindlichen Pflichtlektüre. Unter dem Titel "Die Tilgung. Materielle Konkretion der Entkunstung der Kunst oder Die tachogene Agonie des Agonalen" wurden die ersten wirklich ernst zu nehmenden Mutmaßungen über das Phänomen gewagt. Lemuel jedenfalls war beeindruckt, wie zwingend die hier versammelten Philosophen die Tilgung als eine bereits von Adorno vage angedeutete Manifestation des Unmanifestierten interpretierten. Glaubhaft wurde dabei dem Leser versichert, dass ein vielleicht von dem Philosophen geplanter zweiter Band seiner "Ästhetischen Theorie" sich der von ihm mit Sicherheit vorausgeahnten Tilgung bestimmt gewidmet hätte, ja, hätte widmen müssen. Doch leider sei Adorno nicht mehr zur Ausführung dieses von allen vermuteten Vorhabens gekommen.

Auf der nächsten, leicht geschrumpften Frankfurter Buchmesse konterten die mehr der Kompensationsphilosophie Joachim Ritters verpflichteten Philosophen mit dem ebenfalls bereits klassisch zu nennenden Sammelband "Abschied vom Kulturellen - Eine Apologie des Hinfälligen". Ihrer Meinung nach war die Tilgung nur als absolute Reflexion unserer akkumulierten Defizite zu verstehen, die schließlich die Kunstwerke auch materiell negiert hätte. Oder so ähnlich. Schließlich war Lemuel ja kein Philosoph, sondern hatte seinen Magister redlich als Theaterwissenschaftler erworben. Verwirrt war er auf jeden Fall. Denn wie auch immer die Tilgung interpretiert wurde, keines der beiden Werke ging auch nur mit einem Wort darauf ein, auf welche Weise und von wem die Kunstwerke nun eigentlich entwendet wurden, und wo sie jetzt waren, und ob sie überhaupt noch waren. Auch die Ansicht einiger radikaler Konstruktivisten, alle Kunstwerke seien niemals Wirklichkeit gewesen, sondern nur Konstruktionen unseres Geistes und nunmehr als solche entlarvt worden, und daher nicht mehr wahrnehmbar, konnte Lemuel nicht überzeugen.

Da wurden britische Getreideexperten schon deutlicher, die sich seit vielen Jahren mit jenen Kreisen beschäftigten, die über Nacht immer wieder in allgemein zugänglichen Kornfeldern entstanden. In ihrem weniger philosophisch gehaltenen Buch mit dem raffinierten Titel "Störe meine Kreise nicht!", das sich Lemuel bei Zweitausendeins bestellt hatte, machten sie eine fremde und allgegenwärtige Form der Intelligenz für die Tilgung verantwortlich. Eben jene geheimnisvolle Kraft, die seit geraumer Zeit in Feldern und esoterischen Kreisen ihre Kreise zog. Und dieser Intelligenz ginge es schlicht darum, mit der Menschheit zu kommunizieren, sie wach zu rütteln, um sie zu erdverbundenen, ganzheitlichen und bescheideneren Lebensformen zurück zu führen. Nachdem man in der Öffentlichkeit und den Medien die Kornkreise zertrampelt und als Fälschungen deklariert habe, sei die Tilgung nun die Quittung für dieses arrogante Verhalten, also eine Art zweiter Schritt der magisch-mystisch kreisenden Kraft.

Ein renommierter Professor und Romancier aus Bologna wies in einem Essay wenig später alle diese und andere Thesen zurück, sprach von einer auf Dummheit und Politik beruhenden Ignoranz der Zeichen der Zeit und bezichtigte einen von ihm aufgespürten Großmeister eines kaum bekannten Ritterordens, für die Tilgung verantwortlich zu sein. Diese sei bereits im Jahre 1307 als späte Vergeltung für seinerzeit eingeleitete Repressalien beschlossen worden.

Die Ratlosigkeit erreichte aber erst wenig später ihren vorläufigen Höhepunkt, als plötzlich auch literarische Werke getilgt wurden. Wie bei den Noten verschwanden zugleich mit dem Originalmanuskript auch sämtliche Reproduktionen. Die größtenteils mühsam vervollständigten Archive mit den Manuskripten Büchners, Goethes, Brechts oder Kafkas

bestanden plötzlich nur noch aus altpapierreifen, grauschleierigen Blättern, auf denen nie eine Feder gekratzt zu haben schien. Von den Werken Shakespeares verschwand nur etwa die Hälfte, was wieder einmal nur zu bedeuten hatte, dass sich Linguisten und Anglisten trotz zahlreicher Dissertationen und Beteuerungen heftig geirrt hatten.

Auch Lemuel war wieder betroffen. Hatte er gerade erst die Tilgung des Saxophons und somit seiner kompletten Sammlung sämtlicher Aufnahmen von Charlie Mariano und Jan Garbarek hinnehmen müssen, so hatte nun Musils "Mann ohne Eigenschaften" innerhalb weniger Minuten seine einzige dennoch vorhandene verloren, nämlich die, ein herausragendes Werk der Literaturgeschichte zu sein. Erst jetzt waren die 2159 Seiten wirklich ohne Eigenschaften. Und die Tilgung rückte weiter und unerbittlich vor. Auch Uwe Johnsons "Jahrestage" waren gezählt. Ober seine "Mutmaßungen über Jakob" konnte man ohnehin nur noch mutmaßen. Viele Werke lösten so nach und nach auf fatale Weise ihre Titel ein.

Von der Öffentlichkeit weder bemerkt noch bedauert, verschwand am 16. Juni auch der "Ulysses" von James Joyce und stürzte damit Hans Wollschläger und andere ausgebuffte Leseratten in eine schwere Krise, die sich noch verschärfte, als wenige Tage später Thomas Pynchons "Parabeln" ebenfalls am Ende waren.

Als berechtigt hatte sich auch die Alexanderplatzangst der kleinen Gemeinde von Döblin-Fans erwiesen, die an einem warmen Herbsttag plötzlich biberkopflös wurden.

Im Oktober war dann auch Arno Schmidts "Zettels Traum" ausgeträumt, doch dieser Verlust wurde nur noch von ganz wenigen bemerkt, sofern sie das überaus handliche Büchlein überhaupt besaßen, geschweige denn gelesen hatten. Und nur jene, die tatsächlich betroffen waren, bemerkten, dass das Gesamtwerk von Edgar Allan Poe am selben Tag und zur selben Stunde getilgt wurde.

Aus der Kulturredaktion des Spiegels war wenige Tage später das Gerücht zu vernehmen, die Tilgung von "Zettels Traum" hätte die unmittelbar bevorstehende Verfilmung durch Volker Schlöndorff in letzter Minute verhindert. Angeblich hatte der Regisseur seine endlose Reihe von Literaturverfilmungen mit diesem Projekt krönen wollen. Für die Rolle Dän Pagenstechers hätte er, das behaupteten jedenfalls Insider aus Babelsberg, Dustin Hoffman vorgesehen, während Franziska van Almsick den Part der Franziska hätte übernehmen sollen. In der folgenden Woche waren im Focus ein zaghaftes Dementi Schlöndorffs zu lesen sowie bitterböse Kommentare von Jörg Drews und Bernd Rauschenberg, die für kurze Zeit Lemuels Laune beträchtlich hoben.

Natürlich sah der auch außerhalb interner Kreise bekannte Kritiker Marcel sein Reich bedroht, in dem er so vielen den Ranicki-Marsch geblasen hatte. Als er jedoch nach einiger Zeit bemerkte, dass ein nicht unbedeutender Teil seiner Proteges der Tilgung entging, beruhigte er sich sichtlich und schob den schwarzen Peter in seinem Quartett, wie gewohnt und mit viel Humor, seinen Gästen zu.

Die Tilgung indes ging weiter. Während sich Hans Wollschläger von der frühmorgendlichen Tilgung mehrerer Werke Karl Mays zutiefst betroffen zeigte, reagierten hochkarätige Germanisten mit Achselzucken und Unverständnis. Ähnlich ratlos standen sie übrigens auch ein paar Tage später dem Verlust sämtlicher Werke Howard Phillip Lovecrafts gegenüber, während ein offensichtlicher Kenner seiner Erzählungen und Romane in einem unter dem Namen N. W. Peaslee verfassten Beitrag in der ZEIT erklärte, alle bislang getilgten Werke befänden sich mit größter Wahrscheinlichkeit in den gigantischen Ruinen einer namenlosen Stadt unter der australischen Wüste bei Joanna Spring. Doch gab er sogleich den eindringlichen Rat, jene vor Äonen errichteten Mauern um jeden Preis und im Interesse der gesamten Menschheit unbedingt und für alle Zeit unangetastet zu lassen.

So rätselhaft wie die Tilgung selbst blieben also auch nach wie vor ihre Kriterien. Niemand wagte vorherzusagen, welcher Maler, Komponist oder Autor als nächster betroffen sein würde. Offensichtlich hatte die Tilgung ihre eigenen Vorstellungen von ästhetischer Qualität, jedenfalls missachtete sie rücksichtslos die seit Jahren sicher gefällten Urteile der Kritik und die umfassend begründeten Wertungen der approbierten Wissenschaft. Die Tilgung hielt sich einfach nicht an irgendwelche Gesetze, obwohl schon nach kurzer Zeit deutlich wurde, dass sie sich anscheinend nur am Besten labte.

So verlor auch Hanns Dieter Hüsch, und wieder von keinem Germanisten angekündigt, seinen treuen Freund und Gefährten Hagenbuch, dessen richtigen und wirklichen Namen

bekanntlich nicht einmal dieser selbst gekannt hatte. jedenfalls war nun Bless-Hohenstein für immer verwaist.

Nach der Lyrik der preisgekrönten Autorin Ulla krächte indes kein Hahn mehr, denn sie wurde von der Tilgung genauso verschmäht wie Ernst Jünger oder Johann Christoph Gottsched. Auch Lemuel, der sich ja beruflich mit Künstlern und ihrer Kunst zu befassen hatte, konnte nur einige Vorlieben und Abneigungen der tilgenden Kraft nachvollziehen. Manchmal sah er jedoch eigene Urteile auf geradezu endgültige Weise bestätigt. Während so zum Beispiel Alfred Hrdlicka leer ausging, also getilgt wurde, blieben die kalten Körper Arno Brekers unberührt, und auch H. A. Schults Autos wurden nicht aus dem Verkehr gezogen.

Es war also nicht verwunderlich, dass die Kriterien der Tilgung sowie ihre offensichtliche und frappierende Eigenschaft, Original und Fälschung sicher unterscheiden zu können, mehr und mehr in den Vordergrund der Diskussion rückten. So stritten im Kursbuch der Franzose Baudrillard, der Deutsche Michel und der Amerikaner Postman über die Urteilsbildung im Zeitalter der Tilgung; und Margarete Mitscherlich diskutierte mit Horst Eberhard Richter in der Tageszeitung die Unfähigkeit des Massenkonsumenten, über den Verlust der Kunst zu trauern.

Mehr Aufsehen erregten da schon die Äußerungen eines bekannten Jugendbuchautors, der, mit seinen Nerven völlig am Ende, in einer von Alfred Biolek geleiteten Talkshow behauptete, das Nichts gäbe es eben tatsächlich, und jenes Nichts werde in einem unendlichen Prozess letztendlich alles verschlingen. Ihm gegenüber saß allerdings der vom Talkmaster hoch geschätzte Soziologe Alphons Silbermann, der dem sichtlich Nervösen gelassen entgegenhielt, dass derartige Vermutungen doch wohl eher ins Reich Phantasien gehörten. Worauf Alfred Biolek als nächsten Gast Theresa Orlowski zu sich in die Runde bat, deren Verrenkungen die Tilgung bislang unbeschadet überstanden hatten. "Warum wohl? Was meinen Sie?", wollte der Talkmaster wissen. Die betagte Porno-Queen lächelte.

Lemuel schaltete jedenfalls ab, ganz im Gegensatz zu den meisten Menschen, die nämlich anschlatteten, und zwar mehr denn je. Mehrere Millionen Mark Kirch- und Steuergelder hatten bereits kurze Zeit nach der Katastrophe im All den Start eines Ersatzsatelliten ermöglicht und so den neuen Porno-Kanälen doch noch zu ungeahnten Höhepunkten verholfen. Auch das Reality-TV konnte seine Krise überwinden und bewahrte so viele Voyeure davor, sich im Garten des Nachbarn oder bei der Verfolgung eines Rettungswagens unnötig zu verletzen.

So bemerkten viele, sehr zum Ärger von Lemuel, die fortschreitende Tilgung allenfalls am Rande, sofern die neuesten Nachrichten über ihre jüngsten Opfer überhaupt zu den Menschen oder in den Cyberspace drangen. Denn dort freizeigten längst viele die Erfolge, die ihnen die profane Realität verwehrt. Der Cybermarkt boomte in einer Gesellschaft, die sich im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts, nach vielen katastrophalen Fehlschlägen, sämtlicher sozialer Ziele entledigt hatte. So jedenfalls sah Lemuel es. Und im Cyberspace? Da existierte so ziemlich alles. Nur die Tilgung nicht.

Die Hiobsbotschaften rissen indes nicht ab. Im März zeigte sich nämlich, dass die Tilgung noch ganz andere Möglichkeiten als die bislang offenbarten besaß, und dass sie davon auch rücksichtslos Gebrauch machte. Diesmal waren die Menschen sogar direkt betroffen, jedenfalls diejenigen, die über bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten verfügten.

Eines Morgens erwachte etwa der Posaunist Albert Mangelsdorff, wie so oft von dem Ruf einer Meise vorm Fenster geweckt, und brachte keinen Ton mehr aus seinem Instrument heraus. So sehr er sich auch bemühte, seine Lippen, gewohnt, sich virtuos an das Mundstück zu pressen, verweigerten restlos ihre Dienste. Als hätten sie noch nie in seinem Leben eine Posaune berührt, als hätte er niemals mehrstimmige Akkorde zu phantastischen Klanggebilden aufgetürmt. Über Nacht war er, und darin glich er auf fatale Weise Lemuel, zum blutigen Anfänger geworden. Die Creme der Kulturschaffenden, bereits auf das Ärgste gebeutelt, stürzte ins Bodenlose. Von den treuen Fans des Weltmusiklers ganz zu schweigen.

Wenige Tage später trat Günter Grass, den Lemuel allen Unkenrufen zum Trotz sehr schätzte, mit versteinerner Miene vor die Presse und verkündete, seine so oft bewunderte Kunst des Erzählens verloren zu haben. Kein Satz würde ihm mehr einfallen, kein Thema sich ihm aufdrängen, ja selbst die ihm so wichtigen Erinnerungen an Langfuhr seien faktisch gelöscht. Schlimmer noch, selbst seine grafischen Fähigkeiten seien verflogen. Mit großer

Mühe hätte er an diesem Morgen lediglich ein kleines Strichmännchen zu Büttenpapier gebracht.

Die Tilgung kannte also keine Gnade. Denn dass sie für diese Verluste verantwortlich war, daran zweifelte weder die Tilgungs-Kommission der UNO noch Lemuel, der nur noch mit dem Schlimmsten rechnen konnte.

Mit einem piepsigen Mäusestimmchen musste sich Luciano Pavarotti in der Mailänder Scala von seinem Publikum verabschieden, und Bobby McFerrin strafte nach dem Verlust seiner grandiosen Stimme sein populärstes Lied Lügen. Er bekam einen Tobsuchtsanfall nach dem anderen und wurde erst in seiner Zwangsjacke und nach mehreren Spritzen wieder happy.

Steven Isserlis konnte nicht einmal mehr sein teures Cello stimmen, während Aladar Pege seinen Kontrabass im Kamin verschürte, weil er ihn für ein etwas sonderbar geformtes Stück Feuerholz gehalten hatte. Mit der Trompete von Ludwig Güttler verstummten zugleich auch alle gegen ihn erhobenen Stasi-Vorwürfe, und Paco de Lucia gelang es nur mit großer Mühe, eine Gitarre von einem Kochtopf zu unterscheiden.

Volker Kriege] traf es besonders schlimm, denn nach einer gewöhnlichen Mittagspause an einem ebenso gewöhnlichen Donnerstag konnte er plötzlich keinen Akkord mehr spielen, weder eine Karikatur zeichnen, noch eine Zeile schreiben. Dabei waren seine Platten schon im Jahr zuvor restlos und vollständig bis auf den Grund jeder einzelnen Rille getilgt worden. Dave Pike Set, Mild Maniac, Houseboat, alles dahin.

Neben den musischen und bildenden hatte es diesmal auch die darstellenden Künste erwischt. Robert Wilson und Claus Peymann konnten plötzlich die Schnürböden ihrer Bühnen nicht mehr finden und standen sprachlos und ideenfrei vor ihren Schauspielern.

Marcel Marceau musste jede seiner sonst so brillanten Gesten einzeln seinem Publikum erklären, und Günter Lamprecht, den Lemuel zuletzt in O'Neills "Mond für die Beladenen" bewundert hatte, fiel aus jeder interessanten Rolle, die es zu diesem Zeitpunkt überhaupt noch zu spielen gab. Einige Tage später verlor er sogar sein Gesicht. Als er, geplagt von bösen Alpträumen, erwachte und ins Bad ging, blickte er im Spiegel in ein x-beliebiges Durchschnittsgesicht. Von diesem Morgen an ging an deutschen Bühnen der Gesichtsverlust um. Auf den Brettern, die schon längst nicht mehr die Welt bedeuteten, sah man nur noch Standardgesichter in Durchschnittsstücken. Bernhard Minetti, Hilmar Thate, Hans Michael Rehberg - alle trugen das gleiche matte Lächeln, die gleiche ausdruckslose Miene ohne jedes Spiel.

Der Film hingegen war nur am Rande betroffen, das aktuelle Kino versorgte die Kinogänger weiterhin und pausenlos mit retardierten Hünen, extrem teuren Special Effects und Stories, die keine mehr waren. Leiber zerflossen, stoben auseinander und fügten sich wieder zu neuen, pseudomenschlichen Killer-Androiden zusammen. Computeranimierte Raumschiffe kollidierten mit Schwarzen Löchern, mutierte Maschinen besiegten gezüchtete Bio-Mutanten. Der Tod, falsch und doch lebendig, war schon lange ein Meister aus Hollywood, der jede Art des Sterbens in Slow Motion und mit intimen Kamerablicken zelebrierte. Pixel für Pixel, Frame für Frame, auf das Ende fixiert.

Die Filme, die schließlich getilgt wurden, waren Werke, mit denen nicht einmal Hellmuth Karasek gerechnet hatte, wie etwa die Filme von und mit William Claude Dukinfield, Otis Cribblecoblis und Mahatma Kane Jeeves. Zurück blieb fast frisches Zelluloid, das niemals belichtet worden zu sein schien. Alle Filmrollen und Videobänder wirkten jungfräulich und jederzeit bereit, frisches Licht von frischen Einstellungen in sich eindringen zu lassen. Wie immer bei der Tilgung wurden weltweit alle Kopien gleichzeitig gelöscht.

Das Rätsel wurde immer unlösbarer, und Lemuel hatte längst den Überblick über die getilgten Werke und die mindestens ebenso zahlreichen Theorien, mit denen die Tilgung erklärt werden sollte oder konnte, verloren. Jedenfalls wurden noch im selben Monat die Filme von Andrej Tarkowskij getilgt, die zu Lemuels Lieblingsfilmen zählten. "Solaris" hatte er, wenn auch in russischer Originalfassung mit usbekischen Untertiteln, gleich viermal hintereinander gesehen. Damals, in studentischen Tagen.

Auch das Werk von Hal Roach, darunter das beste, was Arthur Stanley Jefferson und Oliver Norvelle Hardy zu bieten hatten, hinterließ keine Spuren. Besonders hart traf Lemuel die Tilgung der Filme von Carl Schenstrom und Harald Madsen, die er schon als Kind in sein Herz geschlossen hatte (inklusive der Kommentare von Hanns Dieter Hüsch). Nach den

Marx-Brothers, Buster Keaton, Jaques Tati und einiger Werke von Rainer Werner Fassbinder schien jedoch vorläufig Schluss zu sein. Die Tilgung zog sich aus dem Filmgeschäft zurück.

Schon nach kurzer Zeit stellte sich also heraus, dass von der jüngsten Tilgungswelle nur wenige herausragende Filme und Schauspieler betroffen waren. Die Produktion der für das Gemeinwohl so unverzichtbaren Fernsehserien konnte also ungehindert und ungestört fortgesetzt werden. Auf einer extra aus diesem Anlass veranstalteten Pressekonferenz verliehen im August mehrere Programmdirektoren der diversen Anstalten ihrer großen Erleichterung über diese Entwicklung gebührenden Ausdruck. Anstands- und anstandshalber bekundeten sie zugleich ihr tiefes Bedauern über den großen Verlust dieses unwiederbringlichen schauspielerischen Könnens, das sie zwar nie hätten richtig einsetzen können, aber natürlich immer zutiefst bewundert hätten.

Ohnehin meldeten sich jetzt auch verstärkt Befürworter der Tilgung zu Wort, die jenes für einige sogar tödliche Phänomen als große Chance priesen. So vertrat der Verwaltungsangestellte Heribert C. aus P. in einem Leserbrief an die Hörzu die Meinung, bei der "da so ständig getilgten, angeblich hohen Kunst" würde es sich in Wahrheit "bloß um unnötigen Ballast, für den sich sowieso nur Spinner und Wichtigtuer interessieren", handeln.

Wenige Tage später saß der Leserbriefschreiber in einer täglichen Talkshow einem vorsätzlich blonden Gastgeber gegenüber, um seine Kunstkritik vor einem breiten Publikum zu wiederholen und zu verteidigen. Der Moderator unterstützte ihn dabei nach Kräften, riss einige flache Witze über Kandinsky und Klee, deren Werke er zu kennen vorgab, und erntete für die provokant betonte Frage, wer denn bitteschön diese Bilder wirklich noch verstehen würde, den stürmischen Beifall seines Studiopublikums.

Der Damm war gebrochen. Nachdem die Tilgung für längere Zeit von den diversen Medien nur noch am Rande behandelt worden war, rückte sie über Nacht, den die erwähnte Talkshow wurde ja nachts ausgestrahlt, wieder in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Führende Meinungsforschungsinstitute ließen sofort zahlreiche Interviewer, obwohl noch leicht geschwächt von der letzten Wahl, ausschwärmen, um die gewünschten Meinungsbilder zu erstellen. Nacktes Entsetzen packte Lemuel, denn die Resultate stellten seine jahrelange mühevollen Arbeit in Frage. Prompt ergaben die Umfragen, dass ein Großteil der aus ihren Wohnungen Geklingelten fast keinen der abgefragten Künstler kannte, geschweige denn deren Werke. Die Folgen hatte Lemuel längst erahnt, als er die Ergebnisse las: Künstler, die kaum einer kennt, werden auch von kaum einem vermisst. "Zettels Traum" fiel ihm ein. Hatte dort Arno Schmidt nicht irgendwo geschrieben, dass die Menschen ohne Kunst weit gemüthlicher leben würden? Schmidt schien sich nicht geirrt zu haben, denn nur eine erschreckend kleine Minderheit fühlte sich laut Focus von der Tilgung ernsthaft bedroht.

Bedroht war die Kunst jedoch längst nicht nur von der Tilgung. Ein bayerischer Politiker griff die Umfrageresultate auf und preschte mit der Forderung vor, man müsse die historische Chance nutzen und die ohnehin viel zu kostenintensiven und schon viel zu lange mit Steuergeldern subventionierten Opernhäuser, staatlichen Kunstsammlungen und Kulturinstitute endlich schließen. Die so eingesparten Mittel kämen gerade recht, um die angeschlagenen Haushalte der Länder, Städte und Gemeinden zu konsolidieren. Darüber hinaus mahnte er an, endlich auch die längst überflüssigen und nur missmutige Kritik produzierenden philosophischen Fakultäten der Universitäten aufzulösen. Schließlich seien ja sowieso keine Objekte mehr da, die man hätte untersuchen können, und damit seien Disziplinen wie die Germanistik, die Musikwissenschaft oder die Kunstgeschichte "nur noch ein absurdes Theater, das endgültig von der Bühne verschwinden muss", so seine oft zitierten Worte.

Der bildungspolitische Sprecher der Opposition im Bundestag griff diese Forderung auf und riet nun seinerseits, musische und geisteswissenschaftliche Fächer endlich aus dem Schulunterricht zu verbannen, um "ab jetzt wirklich nur noch das Wissen zu vermitteln, das in unserer hochtechnisierten Wirtschaftswelt auch tatsächlich gebraucht wird, und das den bereits spürbaren Aufschwung voran bringt." Zwar bedauerte er den "tragischen Verlust unseres humanistischen Erbes und Kulturgutes", sprach aber dann ebenfalls von der bereits erwähnten "historischen Chance zum Neubeginn", von einer "Zukunft ohne den Ballast vergangener Jahrhunderte" und somit von einer "revolutionären Wende auf dem Bildungsmarkt".

"Dank Tilgung: Theatermillionen für Aufbau Ost!" konnte Bild am Sonntag bereits wenige Tage später titeln, nachdem die ersten Theater geschlossen werden mussten, weil ihnen

sowohl die Schauspieler als auch die Stücke fehlten.

Den Vogel schoss jedoch wieder der nächtliche Talkmaster ab, der mit der Behauptung seinen Gästen aufkalauerte, verantwortungsvolle Künstler hätten schon immer auf der rechtzeitigen Zerstörung ihrer Werke bestanden und dies teilweise sogar noch zu Lebzeiten eigenhändig durchgeführt. Nicht zuletzt Kafka, Franz Kafka, hätte in vorbildlicher Weise von einem engen Freund gefordert, seine sowieso unverständlichen Texte nach seinem Ableben zu vernichten. Das sei historische Geschichte. Belegt. Einwandfrei. Dieser Mann hätte sich doch wie ein Kind gefreut über die Tilgung, aber hundertprozentig. Applaus und Gelächter.

Übertroffen wurde er nur noch von dem Futurologen Frank Ogden, der auf seiner neuesten CD-Rom die weltweite Abschaffung aller Schulen, Universitäten, Verlage und Zeitungen forderte. Als Ersatz bot er der Welt Joysticks, Keyboards und Datenbanken an. Er sah in der Tilgung den ersten und wichtigsten Schritt auf dem Weg in ein technisches Zeitalter, das diesem Namen auch wirklich gerecht wird. Virtueller Applaus, unter anderem von Bill Gates, Hans Moravec und Edmund Stoiber waberte darauf hin durchs Internet.

Trotz zahlreicher Leserbriefe von Walter Jens an den Spiegel und die ZEIT, trotz einer von Wolf Biermann und Herbert Grönemeyer initiierten Kampagne gegen "den Terror der Dummheit" war die allgemeine Zustimmung gewaltig. Endlich, gestand Herr Mayer aus Koblenz bei Meiser, Fliege und Biolek ein, geriete man im Bekanntenkreis nicht mehr in große Verlegenheit und stünde als Kulturbanause da, nur weil man den neuen Gaddis, den neuen Eco oder den neuen Hilbig nicht gelesen habe. Und er habe sie nie gelesen und sei trotzdem Abteilungsleiter in einer großen Möbelfirma, Hauseigentümer und Porschefahrer geworden. Ganz abgesehen von dem Investment-Konto in Liechtenstein.

Diesem freimütigen Bekenntnis folgte eine Coming-out-Welle bislang unbekannten Ausmaßes. Namhafte Verleger gaben in exklusiven Interviews zu, kaum eines der Werke ihrer Autoren wirklich zu kennen; geachtete und gefürchtete Kritiker gestanden, zahlreiche Werke nur in Form äußerst knapper Zusammenfassungen gelesen zu haben, die Mitarbeiter und Studenten für sie angefertigt hätten. Selbst Mitglieder von Jurys, die über die Verleihung von Literaturpreisen zu entscheiden hatten, schockierten mit dem Bekenntnis, eigentlich über gar keine nachweisbaren und fundierten Kriterien für ihre Beurteilung moderner Lyrik oder postmoderner Prosa zu verfügen.

Lemuel, der all das täglich in der Presse und im Fernsehen verfolgte, konnte seinen Ohren kaum trauen. Menschen, deren ästhetische Urteile einmal maßgeblich für ihn gewesen waren, hatten ihn mit rhetorisch perfiden Phrasen und geschickt eingesetzten Zitaten aus gängigen Zitatensammlungen hinters Licht seiner Leselampe geführt, das ihm erst jetzt aufgegangen war. Und dabei hatte er sich schon des öfteren gefragt, wie man eigentlich und wann man überhaupt so viel lesen könne.

Als so mit der Zeit die Befürworter der Tilgung, deren Ursache nach wie vor im Dunkeln lag, die Oberhand gewannen, meldete sich endlich auch der Vatikan zu Wort. Trotz zahlloser Appelle hatte er bislang zu allen Vorgängen beharrlich geschwiegen und sich ganz der Bekämpfung und Ächtung der Abtreibungsspielle und dem Kampf für die Erhaltung des Zölibats hingegeben. Nicht einmal, als die Sixtinische Kapelle samt den Fresken Michelangelos am Ostersonntag zu Staub zerfallen war, hatte der Papst Klärendes zur Lage in der Kunstwelt verkündet.

Doch jetzt schien die Zeit reif, und in einer ebenso kurzen wie behutsam formulierten Erklärung wurde der Verdacht ausgesprochen, dass es sich bei dem in der Presse als Tilgung bezeichneten Vorgang, dem bekanntlich schon zahlreiche Kunstwerke zum Opfer gefallen seien, möglicherweise um eine bislang noch unbekannte Strafe Gottes handeln könnte. Wenn dies der Fall sei, und einiges spräche ja dafür, dann seien die Künstler der Welt aufgefordert, sich zu besinnen und die Ziele und Motive ihrer Künste und Kunstwerke neu zu überdenken. Schließlich könne es kein Zufall sein, dass bei einem Großteil der getilgten Kunstwerke unbekleidete weibliche Körper oder gar unsittliche Handlungen im Mittelpunkt des Bildes oder der Romanhandlung gestanden hätten.

Auf eine Antwort brauchten der Papst und Lemuel nicht lange zu warten, denn schon zwei Tage später war in der FAZ ein mehrseitiges Interview mit Eugen Drewermann zu lesen, der der vatikanischen Verlautbarung mit der gewohnten Vehemenz widersprach.

Ihm schloss sich in der ZEIT Karlheinz Deschner an, der die Kunstfeindlichkeit der Kirche, ihre Folgen und Zerstörungen, ihre missionarische Bilderstürmerei im Zeitalter der

Kolonialisierungen und ihre Verachtung kritischer Schriftsteller lückenlos und glaubhaft belegen konnte. Er kündigte sogar an, seine "Kriminalgeschichte des Christentums" umgehend um einen Sonderband mit dem Titel "Kunstraub und Kunstschändung" zu erweitern.

So vergingen die Tage und Lemuel die Aufträge, denn das Kulturamt der Stadt glich mehr und mehr einem sinkenden Schiff, auf dem nur noch der Kapitän und sein Steuermann ausharrten, um dem ächzenden Ende des Kahns pflichtgemäß beizuwohnen.

Jeden Morgen stieg er hinauf in die Sammlung und sah sich die weißen Leinwände, Hartfaserplatten und Kartons an. Selbst an einer Originalzeichnung von Carl Barks, die anlässlich des letzten Comic-Salons erworben worden war, hatte sich die Tilgung vergangen. Es war einfach unglaublich.

Um zehn traf er sich dann mit seinem Chef in der Rathauskantine zum Kaffee, der allerdings, wie Heinz Erhardt es so treffend formuliert hatte, eine bohnenlose Gemeinheit war. In aller Ruhe und mit fatalistischer Gelassenheit suchten sie nun die Feuilletons nach den neuesten Meldungen über die Tilgung durch, die nun immer seltener wurden. Die Tilgung schien kurz vor ihrem Abschluss zu stehen. Eine andere Erklärung konnten sie nicht finden. Zwar verschwanden noch ein paar Gebäude, etwa das Schloss Weißenstein in Pommersfelden, Angkor Wat und Angkor Thom oder die Kirche von Pilsum, aber an die Hässlichkeit der Moderne und ihre von den Banken gen Himmel getriebenen Sakralbauten wagte sich die Tilgung nicht heran. Die meisten Städte blieben also, unbewohnbar wie sie letztendlich nun mal waren, intakt. Auch bis zur Unkenntlichkeit restaurierte Fachwerkhäuser ließ sie unbehelligt auf ihren nachträglich applizierten Betonfundamenten ruhen. Die Bewunderer von Walter Gropius und Mies van der Rohe waren entsetzt und hochofret zugleich, denn die von ihnen vergötterten rechten Winkel, sterilen Kammern und rationalen Kochnischen blieben ebenso im Lot wie die rigiden Entwürfe von Ludwig Wittgenstein mit ihren unerreichbaren Türklinken.

Im März folgten noch schnell die Mundharmonika, darunter auch Larry Adler, Jean Toots Tieleman und Sonny Terry, und das Schlagzeug, also Wolfgang Haffner, Wolfgang Neuss, Oskar Matzerath und Tony Williams. Peter Giger wurde gar in einem chinesischen Restaurant in Zürich bei dem vergeblichen Versuch beobachtet, seine Drumsticks wie Essstäbchen zu führen. Dann schien die Tilgung abgeschlossen zu sein. Jedenfalls konnten Lemuel und sein Chef beim täglichen Studium der einschlägigen Blätter nur noch gelegentlich neue Meldungen finden. Dafür war schon wenige Tage später in der Süddeutschen zu lesen, dass nunmehr die zahlreichen Tilgungs-Sonderkommissionen der Polizei und der Geheimdienste und die noch zahlreicheren Tilgungsausschüsse der Parlamente und der UNO aufgelöst werden sollten. Die Abschlussberichte dieser Kommissionen und Ausschüsse waren ebenso umfangreich wie ergebnislos, denn auch nicht einem Agenten oder einem verdeckten Ermittler war es gelungen, am Geheimnis der Tilgung auch nur zu kratzen.

Sämtliche Analysen sämtlicher Labors sämtlicher Universitäten hatten nicht den Hauch einer seriösen und stichhaltigen Erklärung finden können. Selbst Frau Niedermaier war sprach- und ratlos. Vermutungen gab es natürlich nach wie vor haufenweise, doch gehörten die meisten von ihnen allesamt in die Kategorie "grober Unfug". Die Tilgung blieb weiterhin ein Rätsel, für dessen Lösung sich immer weniger Menschen einsetzten und interessierten.

Die Welt hatte ohnehin Wichtigeres zu tun, denn schließlich stand man vor der nun wahrlich nicht leichten Aufgabe, die zahlreichen zeitgenössischen Schauspieler, Germanisten und Künstler umzuschulen und in die Gesellschaft einzugliedern. Dabei erwies sich insbesondere bei Malern und Musikern das von der UNO in Zusammenarbeit mit den staatlichen und privaten Arbeitsämtern gestartete "Resozialisierungsprogramm für Künstler" als glatter Fehlschlag. Einstige Opern- und Jazzgrößen weigerten sich bisweilen strikt und von vornherein, sich an der permanenten Produktion trivialer Pop- oder volkstümlicher Musik zu beteiligen. Viele Maler gingen lieber unter die Landstreicher, als sich ihren Lebensunterhalt als Anstreicher zu verdienen. Renommiertere Professoren mussten ebenso wie stimmlose Tenöre Sozialhilfe beantragen. Lediglich diejenigen Künstler und Denker, die es vor der Tilgung zu Reichtum und Wohlstand gebracht hatten, entgingen dem ökonomischen und sozialen Absturz. Auf der Straße waren bald Ausgestoßene, Gestrandete und einstige Kulturgrößen nicht mehr voneinander zu unterscheiden.



Der Nebel schien zu gerinnen. Er klebte zäh in jedem Winkel und hatte längst aufgehört, sich durch den Raum zu drehen. Schrille Geräusche drangen, vielleicht von der Straße oder dem Dachboden, dumpf in Lemuels Ohren.

Auch Lemuel machte sich Sorgen um seine Zukunft, und das zu Recht, denn schon auf der nächsten Sitzung des Stadtrates wurde heftig über die zukünftigen Aufgaben des nunmehr obsoleten Kulturamtes gestritten. Während die Opposition für die sofortige Auflösung und eine anschließende kommerzielle Nutzung des alten Gebäudes plädierte, sprach sich der Bürgermeister für den einstweiligen Erhalt aus. Nach einer gewissen Zeit des Abwartens sollten dann Konzepte für eine angemessene Nutzung entwickelt werden. Zögerlich, wie der Bürgermeister nun einmal war, wollte er keine voreiligen Entschlüsse fassen. "Nichts ist sicher", meinte er mit skeptischem Blick, "nicht einmal die Tilgung."

Und Lemuel hatte tatsächlich Glück. Sechs Monate sollten dem Kulturamt gewährt werden, quasi als Galgenfrist, um den weiteren Verlauf der Tilgung abzuwarten. Erst nach dieser Frist war eine Umschulung der bisherigen Mitarbeiter vorgesehen. Entlassen werden sollte niemand. Lemuel, der diesem Bürgermeister noch nie seine Stimme gegeben hatte, war erleichtert und gab sich das Wahlversprechen, bei der nächsten Wahl vielleicht auf ihn zurückzukommen. Das Ende, jedenfalls das von Kunst und Kultur, war da, aber er brauchte sich vorerst keine Sorgen mehr um seinen Lebensunterhalt zu machen. Wenigstens sozial abgesichert war das Ende, das musste man ihm lassen.

So vergingen ein paar ruhige Wochen, die nur ab und zu von Tilgungsmeldungen unterbrochen wurden. Aber es schien sich dabei nur um einige Nachzügler zu handeln, um Werke und Bilder, die die Tilgung, aus welchen Gründen auch immer, bislang vergessen hatte. Im Großen und Ganzen blieb es jedoch ruhig, und die Menschen und Medien wandten sich wieder ihren Kriegen und Katastrophen zu.

In Afrika massakrierten sich drei Flüchtlingsströme gegenseitig, die, vor verschiedenen massenmordenden Horden fliehend, rein zufällig mitten im Busch aufeinander gestoßen waren. Der Kanzler verbrachte seinen Sommerurlaub auf Spitzbergen und belehrte dort die Journalisten, für eine globale Klimaveränderung gäbe es keinerlei gesicherte Beweise. Nach wie vor wäre alles bloß reine Spekulation und giftgrüne Panikmache, die die sich just erholende Konjunktur gefährden würden. Auch das Ende, dachte sich Lemuel, den Worten des Kanzlers lauschend, muss ja schließlich irgendwie weitergehen. Ein Ende ohne Ende, also ein unendliches Ende, das nur einen Anfang, aber kein endgültiges Ende kannte, konnte er sich schlicht nicht vorstellen. Das Prinzip des Endes lag für ihn nun einmal im vollständigen Abschluss dieses per se finalen Vorgangs.

Daran gab es keinen Zweifel. Das Ende hatte einen Anfang, und es hatte ein Ende. Momentan befand man sich zwar noch in der Mitte, aber das Ende war irreversibel.

Am nächsten Morgen traf er Frau Niedermaier auf der Treppe, die ihn voll und ganz in seiner Meinung bestärkte. "Ein Ende ohne Ende?", meinte sie, "da gibt es nich! So ein Unfug! Wie kommen Sie eigentlich immer auf solche Ideen, junger Mann?"

Sein Chef war für diese Fragen allerdings nicht zu interessieren. Er überraschte Lemuel beim morgendlichen Kaffee in der Rathaukantine mit der Nachricht, er habe nun, nach anfänglichem Zögern, eine Stelle als PR-Manager bei einem großen Pharmakonzern angenommen. Reisen, Spesen und diverse Nebeneinnahmen inklusive. Vierzehntes Monatsgehalt. Dienstwagen. Ab 1. September. Zack!

Ein paar Wochen später wurde Lemuel zum kommissarischen Leiter eines kulturlosen Kulturamtes einer Großstadt, die keine Ausstellungen und Konzerte mehr zu bieten hatte. Er saß jetzt jeden Morgen allein in der Kantine, schlürfte miesen Kaffee und durchstöberte die Zeitungen und Magazine nach den neuesten Meldungen über die Tilgung, die es anscheinend nicht mehr gab. Auffallend war lediglich, dass der Goldpreis stetig stieg und die bewaffneten Konflikte rund um den Globus zunahmen. Selbst kleinste Länder und Regionen zogen nun in den Krieg, um ihre Unabhängigkeit von größeren Staaten zu erzwingen. Längst konnte nicht einmal mehr die UNO erklären, wie viele unabhängige Staaten es mittlerweile gab. Ihre Zahl wurde derzeit auf zweihundertdreißig geschätzt. Doch von der Tilgung kein Wort. Das Feuilleton, ohnehin ein aussterbendes Ressort, blieb so leer wie der Platz neben ihm.

Der rote Nebel gab plötzlich nach und vermischte sich mit einem sanften Ton, den die Dusche versprühte. Pink Floyd? Sun Ra? Peter Alexander?

Grübelnd schlenderte Lemuel nach Hause und sog die schwere Stadtluft ein, um den Herbst eventuell doch noch an seinem Geruch zu erkennen, aber auf Kartoffelfeuerschwaden und sonnenbuntes Laub wartete er vergebens. Er musste schon die Erinnerungen an seine dörfliche Kindheit bemühen, um den Ausdünstungen der Stadt diese längst exotischen Gerüche hinzuzufügen. Sein Gedächtnis simulierte für Momente einen Herbst, der noch Jahreszeit war, spürbar für alle Sinne. Er schloss die Augen und suchte nach Bildern seiner Oma, wie sie Berge von Quitten mit einem monströsen, altertümlichen Entsafter und einem zufriedenen Grinsen in Gelee verwandelte. Dutzende von zellophanverschlossenen Gläsern stapelten sich auf dem von Schalen und Kerngehäusen übervollen Küchentisch...

Unsanft wurde er aus seinen Träumen gerissen, denn er war mit zugepressten Lidern gegen einen Zeitungsautomaten gelaufen. Er rieb sich das Knie und las nun mit weit aufgerissenen Augen den druckfrischen Titel der Abendzeitung. Er hatte doch Recht behalten. Das Ende war noch nicht zu Ende. Die Tilgung hatte sich schlagartig wieder vor die Konflikte und Krisen gesetzt.

Aus allen zoologischen Gärten, Terrarien und Reptilienparks der Welt waren über Nacht sämtliche schwarzen Mambas verschwunden. Julius Happ vom Klagenfurter Reptilienzoo sprach von einer großangelegten Entführungsaktion der Tierhandels-Mafia und forderte die Täter auf, die Tiere artgerecht zu behandeln und umgehend ihre Lösegeldforderungen zu stellen. Da jedoch auch in Zentral- und Südafrika kein einziges Exemplar mehr gesichtet werden konnte, musste es eine andere Erklärung für diesen Exodus geben.

Weil zeitgleich auch noch die letzten javanischen Rhinocerosse, die letzten chinesischen Alligatoren und die letzten Jangtse-Delfine verschwanden, tippte das World Conservation Monitoring Centre in Cambridge nicht auf die Mafia, sondern auf die Tilgung.

Herr Lemuel, der inzwischen auf dem Boden vor dem Zeitungsautomaten kniete, hatte das ohnehin viel zu süße Quittengelee seiner Oma längst wieder in seinem Gedächtnis verstaut, wo es seit Kindertagen klebte. Jetzt war also die Natur dran.

Wie von der Tilgung gewohnt, fehlte auch diesmal, trotz des Protestes von Umberto Eco, der etwas Derartiges für schlicht unmöglich hielt, jedwede Spur. Kein Gitter war verbogen, kein Sicherheitsschloss war aufgestemmt und kein Wärter war betäubt worden. Die Tiere waren einfach nicht mehr da. Zwar wurden sämtliche Tatorte umgehend von Zoologen, Biologen, Kriminologen und Oologen auf den Kopf gestellt, doch konnte kein noch so renommierter Experte einen Hinweis auf die Art und Weise des Verschwindens liefern.

Tag für Tag verschwand so Spezies auf Spezies, vor allem jedoch jene, die kurz vor ihrer Ausrottung standen. Am Montag war der St. Helena-Riesenohrwurm dran, und am Dienstag die Iromote-Katze. Eine Woche später folgten der Blauwal und der Seeadler, der zudem auch noch aus zahlreichen Wappen und Emblemen verschwand. Nicht einmal Tierfilme und -fotos waren vor der Tilgung sicher, denn zum Entsetzen von Heinz Sielmann und seinen zahlreichen Fans verschwanden die getilgten Arten auch von allen jemals belichteten Abbildungen. Auch Bernhard Grzimeks Bemühungen um die Serengeti, die ihm 1959 sogar einen Oscar eingebracht hatten, waren umsonst gewesen.

Das grausame Spiel, das das unerklärliche Phänomen bereits einmal mit den Menschen gespielt hatte, wiederholte sich nun Punkt für Punkt. Nur die Objekte seiner Begierde waren andere. Hirschkäfer, Feuersalamander und Erdkröten, Bisons, Apollofalter und Hammerhaie. Die Artenvielfalt der Erde wurde innerhalb weniger Wochen zur Geschichte.

Selbstverständlich, jedenfalls hielt es Herr Lemuel aufgrund einer vagen Ahnung für selbstverständlich, blieben sämtliche Züchtungen, gentechnisch oder sonst irgendwie in vitro produzierten Kunstspezies verschont. Auch die vielerorts von Försterhand implantierten monokulturellen Fichten- und Kiefernwälder entgingen dem Zugriff der Tilgung, die sich lieber auf die letzten Mammutbäume stürzte und offensichtlich keine Probleme damit hatte, die bis zu 2500 Tonnen schweren Giganten bis zum letzten Wurzelhaar aus dem kalifornischen Boden zu entfernen.

Ebenso geschickt stellte sich die Tilgung bei den letzten noch vorhandenen Resten der tropischen Regenwälder von Costa Rica bis Thailand an. Selbst die noch relativ großen Wälder Brasiliens verschlang sie mit allen darin lebenden bekannten und noch völlig

unbekannten Tierarten.

Auf der einen Seite waren die Proteste natürlich groß. Einige Greenpeace-Aktivisten konnten nur mit großer Mühe am Suizid gehindert werden, während Sting den unwiederbringlichen Verlust des brasilianischen Regenwaldes auf einer neuen CD besang, die schnell alle Kassenrekorde brach. Auch Madonna und Peter Maffay stürmten mit tanzbaren Anti-Tilgungs-Songs die Charts.

Auf der anderen Seite, und das war das Verblüffende, hielt sich der von Lemuel erwartete globale Aufschrei letztendlich in Grenzen. Mutter Therasas Appelle an die Christen, für die Schöpfung zu beten, verhallten ebenso wirkungslos wie die geradezu apokalyptische Bilanz des Clubs of Rome. Nicht einmal Joschka Fischers neues Buch mit dem Titel "Abgesang" konnte sich in den Bestsellerlisten behaupten. Im Gegenteil, eine allgemein spürbare Erleichterung schien sich erst schleichend, dann aber immer agiler breitzumachen. Offensichtlich sahen sich die Menschen von einem Gegner, von einer Last befreit, gegen die sie von der Anthropogenese an bis in moderne Zeiten -offen, unbewusst oder heimlich - angekämpft hatten.

Nun war die Natur von der Tilgung auf einen banalen Rest reduziert worden, der vielen erträglicher zu sein schien als das einst so grün-bunte Chaos. Irgendwie ist ein Druck von den Menschen genommen, dachte Lemuel, fast gelassen nach einer Erklärung fahndend. Die notorische Umweltdiskussion ist ihnen offensichtlich schon lange lästig, so dass die Tilgung als Befreiung empfunden wird, als Befreiung von einer langen, zu langen Herrschaft. Lemuel erschrak über diesen Gedanken. Doch er lag nicht falsch.

Endlich, resümierte Geo, sei der langjährige und zermürende Streit um den Walfang beendet, Tierschützer und norwegische Harpuniers könnten fortan ihr Adrenalin in andere Emotionen investieren; endlich sei der noch vor kurzem eskalierende Konflikt ausgestanden, ohne Sieger und Verlierer, denn die Wale seien beiden Parteien entronnen. Niemand könne sie nun mehr für sich vereinnahmen. Die Welt sei, wenn auch auf ungewollte und makabre Weise, friedlicher geworden.

Nach dem Verschwinden der letzten tropischen Regenwälder setzte umgehend der Kampf der Konzerne um die industrielle Nutzung der Ressourcen und des nunmehr kahlen Bodens ein. Straßen-, Auto-, Häuser-, Kanal-, Eisenbahn- und Kraftwerkbauer überhäuften Brasilien ebenso mit Angeboten und Raum fressenden Konzepten wie Fleischproduzenten, Hamburgerketten und Computergiganten.

"Die quälenden Diskussionen um den ohnehin nicht finanzierbaren und marktwirtschaftlich nicht vertretbaren Erhalt der Urwälder findet nun", so formulierte es ein Sprecher der UNO, "endlich ein zwar nicht unbedingt glückliches, aber dennoch akzeptables Ende." Auch ein Vertreter des WWF bescheinigte der Natur ein "trauriges, aber würdevolles Ende". Der Tod durch den Menschen sei ihr schließlich erspart geblieben.

Zahlreiche Politiker, Manager und Funktionäre, die sich bislang fast erstaunlich deutlich für einen wie auch immer betriebenen Schutz der Natur eingesetzt hatten, sprachen jetzt, da es keine Wale und Wälder mehr gab, von einer historischen Chance, diesmal war es eine für die Gentechnik, die eine ebenso neue und zudem auch noch brauchbarere Natur erschaffen sollte. Gezüchtete Pflanzen und Tiere blieben ja von der Tilgung verschont, so dass Material genügend vorhanden war.

Besonders klar fielen die Worte des frisch gekürten Chemie-Nobelpreisträgers aus, der in Stockholm von einer "Natur ohne ästhetischen und unrentablen Ballast" sprach, von der Möglichkeit "einer endgültigen Rationalisierung der Natur, die dank des Phänomens der Tilgung, wie immer es auch zu erklären ist, uns nunmehr offensteht. Die Tilgung sei uns eine Läuterung, sei uns ein Zeichen für den Aufbruch in eine autonome und selbstbestimmte Zukunft."

Der Bundeskanzler verstand es, diese historische Chance umgehend in die Tat umzusetzen. Noch im selben Monat löste er das Umweltministerium auf und setzte im Bundestag und Bundesrat eine Gesetzesnovelle über die Freigabe sämtlicher Forschungen auf dem Gebiet der Gentechnik durch. Aufbruchstimmung machte sich breit. In seiner umgehend von den üblichen linientreuen Journalisten als historisch eingestuften Regierungserklärung vom 8. Mai sprach der Bundeskanzler von einer "unverhofften Rückkehr der Utopien und Visionen, die uns im 20. Jahrhundert abhanden gekommen sind. Es ist die Vision einer Welt von Frieden und Freiheit, die dank unserer fortschrittlichen Technik keine Konflikte und keine Not

mehr kennen wird. Das ist die Zukunft. Das ist unsere Zukunft!"

Die Tilgung musste die klugen Worte vernommen haben, denn wenig später sorgte auch in Deutschland das Verschwinden der schon lange im Sterben begriffenen Wälder für einen ungehinderten wirtschaftlichen Aufschwung. Straßen konnten jetzt fast beliebig kreuz und quer durchs Land gezogen werden, und verschärfte Abgasnormen, die noch kurz zuvor die Wälder hatten retten sollen, spielten jetzt keine Rolle mehr. Der ADAC feiert die neue Verkehrspolitik "der tausend Wege" sogar mit einem Sonderheft, in dem Automobilgegner und Umweltschützer zu lächerlichen und weltfremden Rückschrittlern gestempelt wurden.

Dennoch brauchten Waldfreunde nicht auf ihre gewohnten Spaziergänge zu verzichten, da die Wirklichkeits-Industrie innerhalb kürzester Zeit jede nur denkbare Route durch Forste und Auen als virtuelle Realität zur Verfügung stellte. Wer also den Bayerischen Wald oder den Harz erkunden wollte, konnte dies jederzeit im heimischen Cyberspace tun. Selbst die so typischen Waldgerüche nach Harz, Fichtennadeln und Humus konnten von CD-Roms abgerufen werden. Zudem hatten die Cyberspace-Wälder den Vorteil, dass sich niemand verirren konnte, plötzlich keine Puste mehr hatte oder von einer Zecke hinterrücks attackiert wurde.

Marvin Minsky propagierte gar die Möglichkeit, sich seine eigenen Wälder generieren zu lassen. Jedem Cybernauten sein eigener Wald! Frei von Mücken und Schlangen. Mit gesunder, gefilterter und synthetisch aromatisierter Luft aus der Woodware-Klimaanlage. Je nach Geschmack mit exotischen, phantastischen oder längst ausgestorbenen Pflanzen aus der Kreidezeit. Vom Sonntagsspaziergang bis zum Survival-Jogging, jede Möglichkeit konnte zur Wirklichkeit werden. Die Cybermessen boomten. William Ford Gibson verdrehte die Augen, Bill Gates verwies Dagobert Duck endgültig auf den zweiten Platz und kandidierte im Internet für das Amt des Präsidenten.

Auch die Tilgungsforschung war wieder im Aufwind, doch stand längst nicht mehr die Tilgung im Zentrum des Interesses, vielmehr erschienen nun zahlreiche Studien zur Geschichte der Tilgungsforschung, ihrer Repräsentanten und Methoden. Die Tilgungsforschung selbst wurde nun zum primären Objekt der Tilgungsforschung, und diese konnte endlich mit spektakulären Bildbänden, Enthüllungen und Anthologien die Bestsellerlisten stürmen.

Die interaktive CD-Rom über den Lebensweg von Al C. Needlman, dem nicht nur in Fachkreisen bekannten und geschätzten Nestor der Tilgungsforschung, wurde sogar von Steven Spielberg für das große Kino verfilmt und anschließend in einer völlig neuartigen 3D-Computerspiel-Version angeboten. Dass Al C. Needlman eigentlich nichts über die Ursache der Tilgung hatte herausfinden können, tat der Popularität des sympathischen Amerikaners keinen Abbruch. Lemuel war auch nicht im Geringsten überrascht, als ihn die amerikanische Presse einstimmig zum "Mann des Jahres" kürte.

Bei den Lesern sehr beliebt war auch der junge russische Tilgungsforscher Andrej Swetkajalawskij, von der Bild-Zeitung kurz "Swetty" genannt, dessen Ehe mit dem weltbekannten Fotomodell Aduba Cowbell regelmäßig in die Schlagzeilen geriet. Andrej Swetkajalawskij hatte sich nicht nur nackt für ein Anti-Tilgungsposter ablichten lassen, er hatte immerhin mit Hilfe der Stochastik nachgewiesen, dass das Zuschlagen der Tilgung kaum oder gar nicht vorhersagbar war. Die Tilgung entzog sich jedem mathematischen Zugriff.

Aber wie reagierten Wähler, Bürger und Beamte auf den Verlust bedrohter Lebensformen? Wie wurde das endgültige Verschwinden des Totenkopfschwärmers und der Hufeisennase aufgenommen? Wie der Verzicht auf den mancherorts noch gewohnten Anblick von Stinkwanzen und Schwarzstörchen?

Nun, wie bei der Tilgung der Kunst gab es auch bei der Tilgung der Natur keine überraschenden Reaktionen, zumal, wie ein Biologe in seinem Abschiedsbrief deprimiert festgestellt hatte, den meisten Menschen die getilgten Arten gar nicht bekannt gewesen waren. Und was man nicht kennt, kann man ja bekanntlich auch nicht vermissen. Die domestizierte Natur der Parks, Vorgärten und Äcker blieb schließlich intakt, so dass die Tilgung der meisten Spezies nur von Experten registriert werden konnte.

Da zudem noch sämtliche Hunde-, Schweine-, Rinder- und Pferderassen, die die Menschheit im Laufe der Zeit mit allen erdenklichen Mitteln der Natur abgetrotzt hatte, unangetastet blieben, da niemand auf seinen deformierten Zierkötter zu verzichten brauchte, ging der zweite Teil der Tilgung an den meisten Menschen fast spurlos vorüber. Kaum einer

vermisste die *Libellula fulva* MÜLL. oder den *Rhizotrogus aestivus* OLIV.

Die wahnsinnigen Zuchtrinder standen ja nach wie vor auf blaugrün gegüllten Nitratweiden, und die Versorgung mit Genweizen und -mais war weiterhin sichergestellt. Es gab sogar Stimmen, die behaupteten, es hätte nie eine Tilgung stattgefunden, das Verschwinden großer Teile der Natur sei vielmehr ein ganz natürlicher und evolutionär nachvollziehbarer Vorgang. Insbesondere der britische Biologe Rupert Sheldrake vertrat die Ansicht, dass das Verschwinden großer Teile der Natur gewissen Veränderungen der von ihm entdeckten morphogenetischen Felder zu verdanken sei. Die Tilgung sei somit ganz natürlich und würde sich irgendwann auch wieder umkehren und die Natur renaturieren. Streng genommen könnte man also gar nicht von einer Tilgung sprechen, sondern allenfalls von einer zyklischen Schwankung der morphogenetischen Felder, die schließlich für jede Form im Universum verantwortlich seien. Darüber hinaus hätte schon Fritjof Capra festgestellt, dass...

Doch Lemuel konnte dem nicht mehr folgen. Unzählige unbekannte Begriffe und aberwitzige Erklärungsmuster schwirrten durch seinen Kopf, widersprachen sich oder machten sich über ihn lustig.

Nach einer weiteren Woche schien die Tilgung abgeschlossen zu sein, und diesmal endgültig, denn die Meldungen verschwanden schlagartig aus den Zeitungen. Auch ein Besuch des botanischen Gartens, zu dem Lemuel nur wenige Schritte zu gehen brauchte, ließ auf ein Ende des rätselhaften Phänomens schließen. Ausgeplündert bis auf ein paar gängige Pflanzen, bot der einst so fremdländisch stolze Park ein Bild des Grauens. Nichts als Gänseblümchen und Löwenzahn. Die noch verbliebenen Pflanzen standen auch noch am nächsten und übernächsten Tag auf ihren Beeten. Die Tilgung war zu Ende.

Hier und da noch ein Essay oder ein verspäteter Kommentar, dann versiegten auch die Nachrichten über das spurlose Verschwinden von ausgewählten Kunstwerken und unzähligen Arten aus dem Reich der einst so mächtigen Natur.

Statt dessen bemerkte Lemuel, der noch immer jeden Vormittag in die Kantine des Rathauses schlenderte, um den Blätterwald zu durchstöbern, dass die weltweit schwelenden regionalen Konflikte eskalierten. Oder richtete sich erst jetzt, nach dem augenfälligen Ende der Tilgung, seine Aufmerksamkeit auf die sich verschärfenden Scharmützel rund um den Globus? Er wusste es nicht. Offensichtlich war ihm der politische Zustand der Welt für einige Zeit entgangen. Allzu lange hatte er sich nur um die Tilgung gekümmert, hatte ihren Verlauf verfolgt und sich über ihre Auswahlkriterien den Kopf zerbrochen. Warum ließ sie jenes unberührt, um anderes ohne Ausnahme zu tilgen? Warum vernichtete sie nicht mit einem Tilgungszug die ganze Welt? Warum wählte sie so penibel aus, anstatt sich auf das Ganze zu stürzen? Warum hatte sie an maßgenauen Rassehunden und mittelmäßigen Künstlern kein Interesse?

Lemuel fiel jedenfalls erst jetzt auf, dass an allen nur erdenklichen Fronten erbittert und mit modernsten Waffen um jeden Quadratmeter gekämpft wurde. Kaum eine ethnische Minderheit, die nicht die Gründung eines eigenen Staates gewaltsam durchsetzen wollte; kaum ein Landstrich, der sich nicht aus seiner wechselvollen Geschichte mit geeigneten Argumenten und Motiven für dieses Ziel zu versorgen wusste.

In Ostgastrizien erhoben sich die Liposomen gegen die Vorherrschaft der Fimosen; in Nugunda stürmten Angehörige des Thuthu-Stammes mit Panzern der ehemaligen NVA der Hauptquartier der Uthuth-Rebellen. Texas erklärte sich nach einem offenbar gut vorbereiteten Putsch unehrenhaft aus der Armee entlassener Offiziere für unabhängig, während in der Bretagne noch immer heftig mit Mörsergranaten, Sabotageakten und Selbstmordkommandos für einen autonomen keltischen Staat gefochten wurde. Die ehemalige Sowjetunion war ohnehin längst in rund zwei Dutzend Klein- und Kleinststaaten zerfallen, so dass die Zahl der in der UNO vertretenen unabhängigen Staaten im Mai des Jahres auf zweihundertvierundvierzig angestiegen war. Die Zahl der Konzerne, die die Weltwirtschaft mehr und mehr unter sich begruben, war hingegen durch Fusionen, Käufe und Zusammenschlüsse auf vierzehn gesunken. Am erfolgreichsten waren dabei jene globalen Konzerne, die den Medien- und Waffenmarkt gleichermaßen mit ihren Produkten versorgten. Medien und Waffen, Kommunikation und Rüstung, das schienen die beiden einzigen Bereiche der Wirtschaft zu sein, die krisenfrei boomten, und denen sich die anderen Bereiche unterzuordnen hatten.

Doch das interessierte kaum jemanden, denn die Wirtschaft war eine heilige Kuh, und mit ihr die Konzerne und die wenigen Arbeitsplätze, die sie noch zu bieten hatten. Wichtiger war, vielleicht sogar am wichtigsten, dass man zu einer ganz bestimmten Volksgruppe oder Glaubensgemeinschaft gehörte. Es schien von essenzieller und existenzieller Bedeutung zu sein, dass man Serbe, Bretone, Thuthu, Liposome, Inuk, Hopi oder Vibrome war. Selbst in Bayern und im deutschen Osten regten sich Separatisten und forderten Unabhängigkeit und erneute deutsche Teilung. Das ließ wiederum die Saarländer nicht kalt. In einer Nacht- und Nebelaktion riegelten sie im Juni ihre Grenzen ab und führten die Visumpflicht ein. Tatenlos musste die Bundesregierung im fernen Berlin zusehen, denn die Bundeswehr war in sechszwanzig Krisengebieten so umfassend mit der gewaltsamen Durchsetzung des Friedens beschäftigt, dass sie für eine Reintegration des Saarlandes nicht einen Mann zur Verfügung stellen konnte.

Keine Frage, die Welt versank im Chaos. Das war das Ende. Und es war so, wie niemand es sich bislang hatte vorstellen können. Kulturfrei, naturfrei, aber ethnisch sauber. Na wunderbar. Dabei war noch nicht einmal der Anfang geklärt. Die Welt hörte auf, ohne zu wissen, wie sie begonnen hatte. Es war einfach ...

...ein krachendes Geräusch schreckte Lemuel auf, seine Hand suchte tastend den Wandgriff, um seinen Körper daran aufzurichten. Holz zersplitterte. Die Tilgung? Militante Separatisten? Wasser schwappte über den Wannenrand und ergoss sich in ein geflutetes Badezimmer. Der Warmwasserhahn spie noch immer wohltemperierten Nachschub. Als Lemuel nach einigen Mühen seine Augen vollends öffnen konnte, entdeckte er in seiner aufgebrochenen Badezimmertür Frau Niedermaier nebst einem Feuerwehrmann, der sich auf sein Beil stützte. Draußen war längst stockfinstere Nacht. Sein Nacken war steif vom unbeabsichtigten Schlaf, die Haut seiner Finger hatten Wasser und Seife zu kleinen Gebirgen aufgefaltet. Das Wasser stand ihm bis zum Hals und musste schon seit Stunden einen Weg ins Freie gefunden haben. Der Pegel in seinem Badezimmer, der gurgelnd überforderte Überlauf und der Blick von Frau Niedermaier ließen keinen anderen Schluss zu. Vielleicht war dies der Anfang vom Ende einer großartigen Freundschaft.

# Granat

Pünktlich um 16.05 Uhr landete das Shuttle aus Frankfurt in Emden und entließ etwa 150 Passagiere in das Terminal. Nur wenige strebten dem Ausgang zu; die meisten drängten zu den Waggons der Kleinbahn. Es waren Touristen, die den Sommer in der Krummhörn verbringen wollten. Ein ebenso lautes wie ungewohntes Pfeifen ertönte, die Dampflokomotive spie ein paar weißgraue Wölkchen in die vor Hitze flirrende Luft, und der Zug setzte sich kräftig schnaufend in Bewegung.

Markus Graf kannte dieses beeindruckende Schauspiel schon. Doch in diesem Jahr wollte er unabhängig sein und die Krummhörn auf eigene Faust erkunden. Also mietete er sich im Terminal ein Suncab, Verbrennungsmotoren waren in der T-Zone mit wenigen Ausnahmen verboten, verstaute seinen kleinen Koffer, ließ sich in die Kabine gleiten, schloss die Plexiglashaube und fuhr in den Korridor VI ein. Fünf Kilometer bis zur T-Zone. Über die spiegelglatte Fahrbahn glitten lautlos zahlreiche andere Suncabs, aber auch schwere Roadglider.

Häuserfassaden aus dem vergangenen Jahrhundert säumten den Korridor, nur wenige waren noch intakt, fast alle trugen Graffiti, Brandspuren und andere Zeichen der Zeit, Fenster waren mit Brettern vernagelt oder starrten schwarz auf den Korridor. Die Ruinen mehrerer Einkaufsmärkte tauchten auf, Tankstellen, deren zerschlagene Preistafeln noch immer Benzin anboten und dadurch ihr Alter verrieten. Die Reste einer Telefonzelle, ein ausgebranntes Fastfood-Restaurant. Ab und zu huschten Gestalten vorbei, doch durch den Zaun des Korridors waren sie nur schwer zu erkennen. Drei oder vier mochten es gewesen sein, neongekleidet, von mehreren Hunden begleitet.

Zwei Kilometer bis zur T-Zone. Kaum noch Ruinen, dafür jedoch Multiscreens verschiedener Konzerne und Parteien. Zukunft nur mit uns, versicherte eine von ihnen, während Art-Food für neue Früchte mit ebenso neuen Namen warb. Caladenas und Boldonies, Managoten und Annosillen. Auf einem Screen waren Ausschnitte aus einem Fußballspiel zu sehen, auf einem anderen wurde eine Messe der Freien Keltischen Kirche übertragen. Priesterinnen in weiten Gewändern tanzten um Menhire. Vor den Screens parkten jedoch nur wenige Suncabs.

Auf dem letzten Screen vor der T-Zone war eine Warnung von Greenpeace zu lesen: Granat-Tod der Nordsee! Stoppt Art-Food!

"So ein Blödsinn!", dachte Graf und fuhr in den Securityscanner. "Granat wird doch schon seit Jahrhunderten gefangen. Und bedroht ist die Art doch auch nicht."

"Moin, Herr Graf", begrüßte ihn eine perfekt animierte junge Ostfriesin. Sie war blond, trug eine exotische Tracht und hatte ein weißes Häubchen auf dem Kopf.

"Bitte fahren Sie bis zur weißen Linie vor. Danke. Im Namen der Direktion der Tourismus-Zone Krummhörn möchte ich Sie herzlich willkommen heißen. Ihr Fahrzeug und Ihr Gepäck sind genehmigt, Ihr Eurotransfer wurde von der Zentralbank bestätigt. Soll ich Ihre Partnerin und die Kinder von Ihrem vorzeitigen Eintreffen informieren?"

"Nein, danke. Ich möchte sie gerne überraschen, sie rechnen ja erst morgen mit mir."

"Soll ich Ihnen einen Tisch reservieren?"

"Ja, das ist eine gute Idee. Am besten im Hohen Haus."

"Es tut mir sehr leid, doch das Hohe Haus ist bereits ausgebucht. Vielleicht im Dwarslooper? Es wurde im Winter renoviert und verfügt nun über einen Cyberbeamer. Sie können also auf Wunsch neben Fischern und Seeleuten aus dem letzten Jahrhundert sitzen. Um 19.30 Uhr ist ein Tisch für vier Personen frei."

"Das klingt sehr gut. Aber gibt's dort auch Granat?"

"Selbstverständlich", beteuerte die synthetische Stimme. "Fangfrisch und vollautomatisch zubereitet."

"O.k.", nickte Graf. "Ich nehme den Tisch."

"Noch ein wichtiger Hinweis, Herr Graf. Die Straßen in der T-Zone verfügen weder über Leit- noch Schutzsysteme. Fahren Sie also bitte sehr vorsichtig. Vielen Dank und angenehmen Aufenthalt in der T-Zone Krummhörn."

"Danke", antwortete Graf und trat behutsam aufs ökologische Gaspedal. Doch nun glitt er nicht mehr lautlos über die Fahrbahn, sondern holperte über das Kopfsteinpflaster altertümlicher Straßen. Rechts und links standen alte Ulmen mit mächtigen Stämmen, die der Nordostwind im Laufe der Zeit gebeugt hatte. Windflüchter wurden sie genannt. Graf hatte sich im vergangenen Urlaub extra nach dem Namen dieser windschiefen Bäume erkundigt.

Auf den Feldern stand reifes Getreide, das hier und da mit ebenso antiken wie sonderbaren Maschinen geerntet wurde. Graf entdeckte Menschen, die auf diesen Maschinen saßen, Menschen in eigentümlichen Kleidern, die Stroh in Form von großen Quadern von Hand auf Wagen wuchteten, die von echten Pferden gezogen wurden. Auf einer Weide grasten sogar echte Kühe, wie er sie auf Bildern in antiken Büchern gesehen hatte. Die Kühe waren etwa zwei bis drei Meter lang, ihr Fell hatte eine schwarz-weiße Zeichnung. Die Weide war von einem Drahtzaun umgeben; ein wuchtiges Tor aus grob behauenen Ästen verschloss die einzige Zufahrt.

"Einmalig", staunte Graf und hätte dabei fast eine landwirtschaftliche Zugmaschine übersehen, die ihm auf der schmalen Straße entgegenkam. Doch war es für ihn kein Problem, dem knatternden Ungetüm noch rechtzeitig auszuweichen. "Lanz" stand vorne auf dem massigen Verbrennungsmotor, aus dem eine Art Schornstein ragte, der kleine Rußwolken in den blauen Himmel schickte. Der Fahrer thronte aufrecht auf dem hinteren Teil des Fahrzeugs und grüßte freundlich, ja, freundschaftlich, ganz so, als würde er ihn seit vielen Jahren kennen. Graf ließ das Kabinendach nach hinten gleiten und grüßte zurück, doch das knatternde Ungetüm war längst an ihm vorbeigefahren.

Er ließ die Kabine offen und fuhr noch langsamer, denn die intakte Landschaft und die freundlichen Menschen, die ihm auch von den Feldern aus zuwinkten, fegten ganz andere Bilder aus seinem Kopf. Dorf reihte sich an Dorf, eines schöner und älter als das andere. Keine Gewerbegebiete, keine Multiscreens, keine Neubauviertel, die die über Jahrhunderte gewachsenen Ortsbilder beeinträchtigten. Fast jedes Dorf besaß eine Windmühle, deren Flügel sich gelassen im Wind drehten. Gelassenheit war ohnehin das passende Wort. Die T-Zone Krummhörn vermittelte Gelassenheit, also etwas, das den meisten Menschen schon lange abhanden gekommen war.

Bald erreichte er Pilsum, das er schon von weitem an seinem massigen Kirchturm und dem Schornstein der Ziegelei erkannte. Graf verließ die Landstraße und gelangte auf einem schmalen, aber gepflasterten Feldweg zum Deich. Von einem kleinen Parkplatz führte eine Betontreppe auf die Deichkrone und zum Denkmal "Diekskiel III", von dem man einen traumhaften Blick über die Nordsee hatte. Im letzten Jahr hatte er seinen Urlaub mit diesem Blick beendet, in diesem Jahr wollte er ihn mit diesem Blick beginnen.

Auf der Deichkrone angelangt, sog er die salzige Seeluft in sich hinein und nahm Kontakt mit der Unendlichkeit auf, die sich vor ihm öffnete. Die Wellen der Nordsee glitzerten in der Sonne, der Horizont war eine waagerechte Linie. Ja, nun war er tatsächlich im Urlaub. In einer anderen Welt. In einer Welt, die mit der seinen, mit Frankfurter Bürotürmen, endlosen Sicherheitskorridoren, nächtelangen Virtual-Meetings und asiatischen Konzernen nichts zu tun hatte und doch nur eine Shuttlestunde entfernt war. Noch einmal füllte Graf seine Lungen.

Das aus Klinkern gemauerte Denkmal vor ihm erinnerte an die Menschen und Maschinen, die in den letzten Jahrhunderten die Deiche gebaut hatten. Es war bereits das dritte, Nummer I und Nummer II lagen unter ihm begraben. Vor acht Jahren, las Graf auf der polierten Messingtafel, waren die Deiche an der deutschen Nordseeküste zum letzten Mal erhöht worden. Eine weitere Tafel, versehen mit zwei Pfeilen, die auf die See hinaus wiesen, erinnerten an die versunkenen Inseln Juist und Borkum, die man einst von hier aus hatte



sehen können.

In nördlicher Richtung, nur ein paar hundert Meter von ihm entfernt, stand der Pilsumer Leuchtturm auf der Deichkrone. Das Wahrzeichen der T-Zone Krummhörn war den Erdmassen des neuen Deichs entgangen, weil ihn ein Cargo-Lifter rechtzeitig in Sicherheit gebracht und später auf dem fertigen Deich wieder abgesetzt hatte. Irgendwann einmal hatte sich Graf diese Rettungsaktion im Internet angesehen.

Graf schaute auf die Uhr. Langsam wurde es Zeit, denn er wollte pünktlich in Greetsiel sein und auch noch dem Hafen einen kurzen Antrittsbesuch abstatten. Sein Weg führte ihn an der Pilsumer Ziegelei vorbei, vor der zahlreiche Suncabs und Pferdewagen standen. Der mächtige, aus roten Klinkern gemauerte Schonstein rauchte, eine skurrile kleine Lokomotive zog mit Lehm beladene Loren. Ein faszinierendes Schauspiel, das Graf noch nicht kannte, sich in den nächsten Tagen aber unbedingt ansehen wollte.

Greetsiel war sein Urlaubstraum, und er war froh, sich diesen exklusiven Traum auch leisten zu können, denn die T-Zone Krummhörn zählte zu den kostspieligsten T-Zonen Europas. Er ließ sein Suncab beim Bahnhof, vor dem mehrere Touristen die Kleinbahn scannten, und ging zu Fuß zum Hafen, der Hauptattraktion Greetsiels. Dicht schmiegen sich die alten Fischerhäuser an den Deich und boten dem Hafen eine einmalige Kulisse, die von unzähligen Touristen gescannt wurde. Fast jeder trug eine Scannerbrille. Graf hingegen verließ sich auf sein Gedächtnis, er brauchte keine Visualdateien, um den Urlaub später nacherleben zu können. Sein Kopf reichte ihm aus, so altmodisch dies auch klingen mochte.

Gerade löschten die Kutter ihren Fang. Die Fischer schaufelten den Granat, wie die Nordseekrabben in Ostfriesland hießen, in geflochtene Körbe und wuchteten sie dann auf Wagen, die von echten Pferden gezogen wurden. Diese Wagen waren, wie die Kutter, aus Holz. War ein Wagen mit etwa zehn Körben beladen, schnalzte der Fahrer mit der Zunge, und das Pferd legte sich ins Geschirr. Der Granat wurde nun, fangfrisch, an die Restaurants verteilt. Fangfrisch. Das war für Graf das ganze Geheimnis des außergewöhnlichen Geschmacks des Granats. Gekühlt und konserviert konnte man ihn natürlich auch in Frankfurt bekommen, doch schmeckte er dort ganz anders, fade und chemisch traktiert. Nur hier, wo er täglich gefangen wurde, war er eine echte Delikatesse. Zwar hatte Helga im letzten Jahr gehört, die Kutter würden den Granat gar nicht fangen, sondern von Kühlschiffen übernehmen, die von sonst wo her kämen und vor der großen Seeschleuse auf die Kutter warteten, doch das konnte Graf nicht glauben. Der Granat schmeckte einfach zu frisch, schmeckte zu sehr nach Natur, nach Wattenmeer, nach Nordsee. Und die war schon seit mehr als zehn Jahren ein Euro-Nationalpark und genoss umfangreichen Schutz. "Glaub das bloß nicht", hatte er Helga geantwortet, "da will nur jemand den Granat miesmachen. Wahrscheinlich Greenpeace oder einer von diesen Eiweiß-Gegnern."

Pünktlich traf er mit Helga und den Kindern im Dwarslooper ein. Ihr Tisch stand in der Nähe eines offenen Kamins, in dem kleine Flammen an einigen groben Holzscheiten fraßen. Die Dekoration bestand aus alten Heringsfässern, feinmaschigen Netzen, präparierten Fischen und nautischen Instrumenten aus poliertem Messing. Mit Ölfarbe gemalte Bilder und vergilbte Schwarzweißfotos zeigten Segelschiffe, die mit Wind und Wellen kämpften.

Am Nebentisch, der in einer Nische unter einem Cyberbeamer stand, hockten drei Fischer mit grauen Bärten, salzluftegegerbter Haut und stahlblauen Augen. Sie schienen gerade erst einem Orkan entronnen zu sein, denn dicke Wassernasen klebten auf ihrem schmierigen Ölzeug. Ab und zu verlor eine den Halt und lief über das Grün, ohne auf dem Holzfußboden Spuren zu hinterlassen. Einer der Seeleute rauchte Pfeife, die anderen beiden sprachen über die Erlebnisse der vergangenen Nacht, die sie auf See verbracht hatten. Vom Elmsfeuer und von Kaventsmännern war die Rede und von riesigen Meeraalen, die sich in den Netzen verfangen hatten.

Graf und seine Familie waren sofort begeistert von der friesischen Atmosphäre im Dwarslooper. Auch der Granat war hervorragend, der gegrillt, in Meerwasser gekocht und in Zwiebeln und Knoblauch gedünstet angeboten wurde. Während Helga, Arne und Adelheid nach einer Krabbe zufrieden aufgaben, ließ sich Markus Graf noch eine zweite bringen. Gelassen machte er sich daran, das Fleisch mit dem Granatbesteck vorsichtig aus dem harten Panzer zu brechen und aus den Beinen zu lösen. Dann zerteilte er es in kleine, mundgerechte Stücke, träufelte ein wenig Knoblauchsoße darüber und griff zur Gabel. Jeder Bissen war ein kulinarisches Erlebnis. Frankfurt hatte nun endgültig aufgehört zu existieren.

# Schlachtgewicht

Es roch vorindustriell.

Der Fahrtwind barg Duftstoffe, die Petra Gerber schon lange nicht mehr bewusst wahrgenommen hatte. Es roch nach Sommer, nicht nach dem in der Stadt, der ihr wohlvertraut und von den Ausdünstungen einer urbanen Maschine geprägt war, sondern nach einem provenzalischen Sommer.

Bilder von Cezanne und Monet schoben sich vor den Duft und suchten Deckung im Gelände.

Provenzalischer Sommer? In der fränkischen Provinz? Petra musste über ihre eigenen Assoziationen schmunzeln, und doch hatte ihre Vorstellung von der sommerlichen Provence in etwa diesen Geruch vorgesehen, in den sie mit mäßiger Geschwindigkeit eindrang. Näher bestimmen konnte sie die einzelnen Duftquellen nicht, aber zumindest frisches Heu, Wiesenblumen und der nahe Wald waren darunter. Ebenso wichtig schien ihr jedoch die fast völlige Abwesenheit von Emissionen zu sein. Das, was diesen für einen notorischen Städter so typisch ländlichen Geruch ausmacht, dachte Petra, ist auch und gerade das, was man nicht riecht, weil es hier nur in homöopathischen Potenzen abgesondert und schnell überdeckt wird.

Im nächsten Dorf trug ihr der Fahrtwind, mit dem sie in ihrem Saab-Cabrio reichlich versorgt wurde, einen kräftigen Holzgeruch zu. Irgendwo fraß sich eine Motorsäge in einen aromatischen Stamm. Bald hauchte sie ein nahe gelegener Stall an, der jedoch schnell gegen ein kleines Wäldchen verlor, das hinter dem Ortsausgang größer wurde. Diese Vielfalt der Gerüche, die oft schon nach wenigen Metern neue Geschichten erzählten, begeisterte sie immer wieder.

Petra hatte ihr Ziel aus den Augen verloren, dachte nicht mehr an Ron, der sie übers Wochenende eingeladen hatte, gab sich ganz der ländlichen Idylle hin, von der sie eigentlich genau wusste, wie trügerisch sie war, dass hinter so manchem Scheunentor Pestizide lauerten und Ozon aus den Städten über die Wiesen kroch. Aber das war ihr egal, jetzt genoss sie die Intaktheit, die ihr der Wind zuspiegelte. Sie restaurierte alte Fachwerkhäuser und träumte von Schafzucht und Dinkelmehl. Von braunen, innen dottergelben Eiern, die sie vorsichtig aus warmen Strohnestern fingerte und von kleinen, weichen Federn befreite. Von Kiefernduft und frischem Harz, das beim Holzhacken aus den Scheiten sickerte.

Lange schon war sie nicht mehr rausgekommen, nicht aufs Land, in Städte ja, München, Paris, im März New York, und immer wieder Berlin, aber nicht Wiesen und Wälder.

Ihre letzte Recherchereise nach Berlin kam ihr in den Sinn, wo sie am Potsdamer Platz in einer der neuen Zwingburgen Gespräche mit jungen Managern hatte führen müssen, die sich ausschließlich um Geld, Macht und Karriere drehten. Macht, Karriere und Geld. Was nicht diesen drei Zielen diente, war von ihren Gesprächspartnern belächelt worden. Es existierte für sie nicht, war allenfalls im Weg. Sie hatte Mühe gehabt, sich zu konzentrieren, den Zahlenkolonnen und Wachstumsprognosen zu folgen, die ihr auf Monitoren stolz präsentiert worden waren. Denn sie hatte sie längst gekannt, es waren die gleichen, die ihr schon in München und Brüssel stolz erläutert worden waren. Hier wird dieses Werk geschlossen, dort jenes; hier werden wir dieses bauen, dort jenes. Subventionen hier, Steuersparmodelle dort. Grafiken mit grünen und roten Balken, blauen und gelben Tortenstücken. Per Mouseclick schrumpften sie oder erhielten die Macht über das Gebäck. Die ganze Welt eine Bühne? Von wegen. In den Etagen über den Städten war sie längst eine Torte. Das stand fest. Nur wer welches Stück bekommen sollte, war noch nicht entschieden.

Die "Vertortung der Welt" hatte sie ihren Beitrag betiteln wollen, doch Meier hatte die Headline abgelehnt. Das meinen Sie doch nicht im Ernst? Ich bitte Sie! Wir sind doch kein Satiremagazin! Und Sie nicht Wolfram Siebeck!

Dreimal hatte sie alles umschreiben müssen, andere Perspektiven wählen und die eine oder andere Aussage soften müssen, wie Meier es formuliert hatte. Keine Tortenstücke, sondern Marktanteile. Keine moralfreien Yuppies, sondern...

Eine enge Kurve und ein entgegenkommendes Fahrzeug beendeten abrupt ihre Gedankengänge durch Berliner Zwingburgen und beamten sie in die fränkische Provinz zurück. Der Blick auf das nächste Ortsschild verriet ihr, dass sie sich verfahren hatte. Vor lauter Landluft und Frust war sie auf eine schmale Straße geraten, die sie durch immer kleinere Dörfer führte. Mittlerweile war es nach halb eins und höchste Zeit, bei Ron auf den Hof zu fahren. Petra hielt an und suchte die passende Karte. Doch die Seitenfächer der Autotüren gaben nur Städte preis, und auf ihr Handy hatte sie verzichtet. Ausgeschaltet lag es auf ihrem Nachtschrank, sie musste sich den Weg erfragen.

Der nächste Ort lag vor ihr wie Hadleyville vor Will Kane, kurz vor zwölf, menschenleer. Niemand wagte sich auf die Straße, dabei war es längst kurz vor eins. Trotzdem hielt Petra an und parkte ihren Wagen unter einer mächtigen Kastanie. Der Hof rechts schien leer zu stehen, also wählte sie das mittelgroße, gepflegte Fachwerkhaus schräg vor ihr.

Doch bevor sie den vergilbten Klingelknopf berührte, um ihn in sein schwarzes Bakelitgehäuse zu drücken, fiel ihr Blick auf eines der kleinen Fenster, das wie alle anderen geschlossen war. Wasserdampf hatte sich innen auf der Scheibe niedergelassen und winzige Tröpfchen gebildet, die sich hier und da zu Wassernasen vereinigt hatten und nun nacheinander der Schwerkraft nachgaben.

Deutscher Sonntag. Dass Bratenschweiß aus Fenstern dampft. Mitten am Samstag. Petra zog den Finger vom Klingelknopf zurück, stellte sich eine fränkische Familie vor, die gerade, in dieser Hitze und bei geschlossenen Fenstern, über einem Braten schwitzte. Die Klöße waren rund und fest, die schwere Soße unter der gelben Fettschicht braun. Während die achtzigjährige Großmutter noch immer betete, war der Streit der Enkel um Glibber und Krusten bereits entbrannt.

Petra wich zurück, stand plötzlich wieder auf der Straße, in diese fränkische Mittagsidylle konnte sie nicht einfach so unvermittelt eindringen. Zwar war sie kein eingefleischter Vegetarier, doch schon seit ihrer Kindheit fanden immer wieder sehnedurchzogene Braten und tiefende Eisbeine allein schon über ihre Augen den Weg in ihren Magen, um sich dort als unverdaulich herauszustellen. Sie bevorzugte Fisch in allen Variationen, hatte in Japan sogar mit Begeisterung Seeigel gegessen, auch Miesmuscheln in trockenem Weißwein, mit Knoblauch, Wacholder und Zwiebeln, doch Fleisch nahm sie nur in kleinsten Mengen zu sich. In einer Lasagne zum Beispiel.

Also wechselte sie die Tür, warf zuvor schnell einen Blick auf die Scheiben und klingelte. Nichts rührte sich, und auch das nächste Haus schien vorübergehend unbewohnt zu sein. Vielleicht sind gerade Ferien, grübelte Petra, während die Zeit verstrich. Ihr blieb nichts anderes übrig, als Hadleyville unverrichteter Dinge wieder zu verlassen, um im nächsten Dorf zum Zug zu kommen.

Wieder eine Ansammlung von Fachwerkhäusern und Ställen, wieder kein Mensch, an den sie sich mit ihrem Cabrio hätte anpirschen können. Halb zwei. Tiefster Mittag. Das Ortsschild huschte als gelber Fleck ungelesen vorbei.

Das nächste Kaff war größer, hatte mindestens fünf oder sechs Häuser mehr zu bieten. In dieser Gegend schon fast eine kleine Metropole.

Doch wieder schien das kollektive Mittagsritual die Mägen der Einsitzenden gefüllt und die Straßen geleert zu haben. In etwa einer halben Stunde müsste dann bereits wieder das nächste Ritual erfüllt werden. Einem geheimnisvollen Signal folgend, würden die Gesättigten ihre Häuser verlassen, um mit Besen, Schaufeln und Eimern den schmalen Bürgersteig vom Straßenschmutz der vergangenen Woche zu befreien. Der sorgsam zusammengekratzte Sondermüll aus Dieselruß, Schwermetallen und Dioxinen würde dann in den hinter dem Haus gelegenen Garten befördert werden.

Warum die Menschen dies taten, war Petra bis heute ein Rätsel geblieben. Vielleicht wollten sie auf diese Weise am ungesunden urbanen Leben teilhaben? Petra wusste es nicht. Auf jeden Fall war sie zwischen die Rituale geraten und somit aus dem Spiel.

Oder etwa doch nicht? Der Fahrtwind verkündete Frittiertes. Hinter dem letzten Haus des Dorfes drängten sich um einen Imbisswagen einige Motorräder und zwei Autos. "Rudi's Grill"

glänzte in amerikanisch orientierter Schreibweise auf einer mit kleinen Sternenbannern geschmückten Tafel über dem Wagen.

Die Mittagshitze klebte windstill über dem Parkplatz. In flirrender Luft vor ihr rotierten industriegenormte Kadaver, die nie wirklich gelebt hatten, flügelahm und paprikagepudert, vor rotglühenden Heizspiralen. Das halbe Tier zu vier fünfundneunzig. Daneben warteten vier stramme Schweinshaxen auf hungrige Durchreisende. Eine kleine Metallschüssel fing auf, was die Haxen in gleichbleibendem Abstand auspressten: dicke Fett-Tropfen.

Petra stieg langsam aus. Seit fast einem Jahr hatte sie Ron nicht mehr gesehen, hatte ihn noch nie in seinem neuen Domizil besucht, von dem er am Telefon so geschwärmt hatte, kannte keinen seiner Freunde, mit denen er seine ländliche Künstlerexistenz teilte.

Der Imbisswirt war von mittlerer Größe und füllte gerade Kartoffelsalat in eine Pappschale, die sich augenblicklich fettgrau verfärbte. Mit einem schmatzenden Geräusch gab der durchsichtige Plastikeimer, in dem glasige Kartoffeln in einer glasigen Emulsion schwammen, einen weiteren Löffel frei, den der Wirt großzügig auf die schon jetzt durchgeweichte Pappschale häufte.

Schweiß stand ihm auf der Stirn, klebte auf seiner Brust, hatte längst sein Unterhemd getränkt, in dem er eifrig bediente, lief seine Arme hinunter, tropfte auf den Tresen. Die Hitze in seinem Kadaverwagen musste die Sommerglut noch weit übertreffen.

Rudi überreichte die gefüllte Pappschale, mit zwei Papierservietten unterfüttert, einem Kunden, der auf einem der drei Barhocker direkt am Tresen saß und gerade seine Zähne in eine Hühnerhälfte schlug. Auch ihm stand der Schweiß satt auf seinem mächtigen Körper. Er mochte an die zwei Meter groß sein. Sein Schlachtgewicht schätzte Petra auf mindestens zweieinhalb Zentner. Während sein Hals in einem Mehrfachkinn verschwand, ging sein Bauch bereits unterhalb der Brustwarzen in wulstige Ringe über, die von einem nassen gelben T-Shirt, bedruckt mit einer Comicfigur, zusammengehalten wurden. Sein massiger Schädel steckte in einer ebenfalls gelben Schirmmütze, die trendgemäß nach hinten wies. Sein Gesicht war klein, fast wie aufgemalt, mit schmalen Augen und einer zierlichen Nase, seine Hände hingegen wahre Pranken, in denen die überquellende Pappschale wie ein Hors'd'oeuvre wirkte.

Nachdem der Zweieinhalbzentnermann die Pappschale mit einer kleinen Plastikgabel in olympischer Bestzeit geleert, die noch verbliebene Flüssigkeit wie aus einer Auster geschlurft hatte, orderte er beim Wirt noch ein weiteres Bier, das heißt, Petra konnte kein Wort der aufgegebenen Bestellung verstehen, allen Kenntnissen der fränkischen Mundart zum Trotz, denn das Gesagte klang in ihren Ohren eher wie ein Blöken. Der Imbisswirt hatte indes keine Probleme, sondern servierte seinem Gast mit einer flüssigen Bewegung eine goldglänzende Metalldose. Der dicke Mann verschaffte sich augenblicklich mit einem festen Griff und einer schnellen Daumenbewegung Zugang zu dem kühlen Inhalt und ließ ihn in einem Zug den glasigen Kartoffeln folgen. Anschließend zerquetschte seine Faust die Dose wie die des tapferen Schneiderleins den Käse und spielte sie dem rechten Fuß zu, der das Blechknäuel in einen Abfallkorb kickte. Die anderen Kunden des Parkplatzwirtes saßen auf ihren Motorrädern und kauten Pommes frites.

Rudi hatte die knöchernen Überreste des halben Tieres inzwischen vom Tresen gesammelt und durch eine der feuchten Haxen ersetzt. Der dicke Mann zeigte keine Spur von Satttheit, nahm den heißen Klumpen zwischen seine Pranken und schwitzte sich in ihn hinein, schien in ihn einzutauchen, wurde eins mit ihm. Ebenso vereinigte sich das abgesonderte Fett mit dem Schweiß auf seiner Haut und tropfte als eine Flüssigkeit von seinen Ellenbogen auf den heißen Asphalt.

Petra Gerber hatte Mühe, ihren Blick von diesen Schweißfettmarken zu lösen, die der dicke Mann setzte, kämpfte gegen ihren Magen an, der versuchte, die salzigen Tropfen über ihre Augen aufzusaugen. Sie riss sich los und landete im Kartoffelsalat, auf dem eine dünnflüssige Schicht der Emulsion schwamm, die der Hitze längst nachgegeben hatte. Also raus aus dem Eimer. Der nächste Schwenk führte endlich, nach kurzer Rast auf dem bereits ungefährlichen Senftopf, auf neutrales Gebiet. Ihr gelang es, sich ganz auf den cremefarbenen Kunststoff der Wagenverkleidung zu konzentrieren.

Sie hatte den Wagen fast erreicht. Ihr Blick wanderte zu den Motorradfahrern, doch diese Alternative war bereits dabei, sich zu verabschieden. Donnernd sprangen die Motoren an und fegten die Schmatzgeräusche des dicken Mannes aus der sie umgebenden Stille, die

jedoch schnell wieder hergestellt war, als die Motorräder hinter den ersten Häusern des Dorfes verschwanden.

Grüß Gott, was darf's denn sein?

Nur langsam drang die Frage des Imbisswirtes in Petras Bewusstsein. Erst als sie unmittelbar vor dem Tresen stand, suchte sie seinen Blick.

Sie wünschen?

Neben Petra arbeitete der große Kopf in der Haxe, die zugleich in seinem und ihrem Magen landete. Obwohl sie den dicken Mann nicht sah, glaubte sie das Anwachsen seines Körpers, das Anschwellen seiner Jahresringe wahrnehmen zu können.

Zwo Halbe acht Mark?

Petra blickte stumm in das freundliche Gesicht des Wirtes, der einen der dunkelbraunen Kadaver mit einem großen Messer vierteilte und in Alufolie einschlug.

Sieben Mark. Weil Sie's sind.

Der Wirt versuchte, Petra mit dem bereits verpackten Gevierteilten zu ködern, den er ihr sanft lächelnd hinhielt, wurde jedoch von seinem gewichtigen Kunden abrupt unterbrochen, der seine Mast beendet hatte und nach einem weiteren Bier verlangte.

Das Mahl war damit beendet, der dicke Mann blökte nach der Rechnung, zahlte irgendeine Summe, rutschte quietschend vom Barhocker und stapfte zu seinem Auto. Trotz ihrer Vorsicht gelangte der abgenagte Stumpf, den der Wirt jetzt vom Tresen zog, in ihr Blickfeld, fett-nass und von Biss Spuren übersät, ein Stück Schwarte war verschmäh't worden. Für sie unsichtbar tauchten die zweieinhalb Zentner in die fränkische Idylle ein, sportlich, männlich jaulte der Motor auf.

Salat oder Pommes?

Schwitzend und freundlich wandte sich nun der Wirt seiner letzten Kundin zu, hielt ihr erneut den Gevierteilten und Verpackten hin. Fest umschloss seine andere Hand den Löffel, der ebenso fest im Kartoffelsalat steckte.

Petras Blick flog über die Uhr, sie ignorierte die Unmutsäußerungen ihres Magens und brachte endlich die entscheidende Frage über ihre Lippen.

Und was is' mit dem hier?

Ihre Frage hatte der Freundlichkeit des Wirtes einen spürbaren Schlag versetzt. Seine nassen Augenbrauen verlagerten sich, sein Kopf neigte sich leicht zur Seite, seine Mundwinkel zuckten unschlüssig.

Petra hatte weder Zeit noch Nerven, sich mit dem derzeit einzigen verfügbaren Ortskundigen zu streiten. Noch dazu um totes Fleisch. Am Rande des Steigerwalds. In grillender Hitze. Sie kramte sieben Mark aus ihrer Tasche und tauschte sie gegen die warme Plastiktüte und den Ausweg aus dem Unbekannten.

Als Petra Rons Dorf erreichte, hatte sie das Ritual eingeholt, entlang der Hauptstraße traktierten vorwiegend ältere Menschen das Pflaster vor ihren Häusern mit Besen und Schaufeln; Schubkarren und alte Farbeimer standen zur Entsorgung bereit, die Claims waren abgesteckt, die Schürfrechte seit Generationen in Familienbesitz.

Die Auswahl war groß, jetzt. Sie hielt in der Ortsmitte an, um erneut ein Tauschgeschäft zu tätigen. Eine füllige Frau in engen schwarzen Leggings, die vor einem Fachwerkhaus mit modernen Kunststofffenstern gerade ein kleines Löwenzahnplänzchen mit einem gezielten Spatenstich aus dem Pflaster trieb, gab ihr bereitwillig Auskunft. Rons Hof befand sich am Ortsausgang, rechts, hinter einem Fischweiher. Als Dank für ihre Freundlichkeit überreichte Petra der Frau den warmen Gevierteilten und machte sich schnell aus dem noch vorhandenen Staub.

Rons Hof entpuppte sich als Petras Traum. Schafe weideten in unbeherrschter Natur, Hühner pickten in der breiten Einfahrt, Wein hatte das alte, aber intakte Gebäude zum Teil in Besitz genommen. Nicht ein Auto stand auf dem Schotterplatz vor dem verwitterten Holztor, dessen Schönheit Petra sofort begeisterte, fast schämte sie sich, nicht mit dem Fahrrad von Nürnberg gekommen zu sein.

Sie sog die frische Grasluft ein und versuchte, sich von roten Tortenstücken und Meiers Zensur zu lösen. Schließlich war sie auch zu Ron hinausgefahren, um im wortwörtlichen Sinne Land zu gewinnen, um einmal wieder Abstand zu nehmen von der wachsenden Geschwindigkeit, mit der sie querstadtein zu immer neuen Interviews und Recherchen getrieben wurde.

Die Haare saßen, der Rückspiegel verkündete fast violette Lippen und perfekte Augenbrauen. Handgemachte Musik mischte sich unter die Gesänge der Vögel. Petra griff sich ihre Reisetasche, schlüpfte mit dem rechten Arm in den weiten Griff und marschierte auf das alte Tor zu, das dem Hof mittelalterliche Geborgenheit verlieh.

Dies wird doch mein Tag, dachte Petra, trotz ihrer Verspätung, als sie das Tor öffnete, dies ist schon mein Tag.

Im Innenhof spielten mehrere Leute Gitarre, Dylan, Don't think twice, Songs aus einer anderen Zeit. Kinder turnten lachend auf einem hölzernen Klettergerüst, auf einem großen Eichentisch stand eine Vase mit Wiesenblumen, umgeben von Bierkrügen, Weinflaschen und Gläsern. Provence. Im Zentrum des Innenhofs erhob sich eine an die vier Meter hohe Holzskulptur, Äste bildeten einen Kamm, alte Speichenräder eine Brille.

Ron stürzte auf sie zu, umarmte sie, begrüßte sie, redete. Er sah gut aus, sein Haar lang und grau, sein Gesicht jung und frisch, die Augen voller Energie. Petra beneidete ihn.

Komm, gib mir erst mal deine Sachen und setz dich, ich zeig dir später alles. Das Essen ist nämlich längst fertig, wir haben nur noch auf dich gewartet.

Rons Finger wies auf ein offenes Feuer in einem Winkel des Innenhofes, über dem sich an einem großen Spieß ein junges Schwein drehte. Die Haut war bräunlich und an einigen Stellen aufgeplatzt. Ein Mann in Rons Alter bewegte mit seiner Rechten den Spieß mit der Routine und Sicherheit eines Drehorgelspielers. In seiner Linken hielt er eine Kelle mit flüssigem Fett, mit dem er das Tier sorgfältig von vorn bis hinten übergoss.

# Finnegans Wake

Uisge-beatha.

Von wegen.

Dass sie an diesem Morgen, der längst ein später grauer Mittag war, überhaupt noch am Leben waren. In ihren Schädeln rebellierte die irische Gerste, in ihren leeren Mägen tobte die Brandung von Horn Head. An Denken war kaum noch zu denken. Mühsam folgten sie den mechanischen Bewegungen, die ihre Körper vorgaben, und die sie zurück zur nahen Küstenstraße führten.

Will hatte es am ärgsten erwischt. Schon zum dritten Mal hing er über einem großen Stein und holte das letzte aus sich heraus. Es roch säuerlich. Alles roch säuerlich. Aus seinem Rucksack quoll das irgendwie zusammengeraffte Zelt, das sonst kaum Platz benötigte; ihre irgendwie zusammengerollten Schlafsäcke glichen mutierten Riesenschnecken. Will riss sich von der Mauer los, wischte sich mit einem großen Blatt den Mund und schlich auf die Straße zu.

Wie nacktes Gedärm hingen die Wolken über Connemara, ohne jedoch den wenigen Farben der Landschaft etwas anhaben zu können. Das Gras grünte satt, die Steinmauern demonstrierten ihr gewohntes buntes Grau. Hier und da stand noch Nebel über den feuchten Wiesen. Vom Atlantik her suchte ein kraftloser Wind das Landesinnere.

Am Nachmittag, so um zwei, halb drei, sprach Ralf unvermittelt den ersten Satz, die Küstenlinie fest im Blick.

"...from swerve of shore to bend of bay..."

Will antwortete, einige zähe Zeit später, noch immer mit welkem Gesicht.

„...into stony, scattered fields, or scribes of bog..."

"Auch Joyce?"

"Nein, Synge."

"Sicher?"

"Ja. Ham wir doch noch kurz vorm Abi gelesen. 'The Playboy of the Western World'. Bei Dauth. Schon vergessen?"

"Sicher?"

"Ziemlich."

Dann setzten sie ihr mühsam unterbrochenes Schweigen fort und hielten ihre Daumen wieder in Richtung Galway, obwohl gar kein Auto in Sicht war. Von Galway aus wollten sie einen Abstecher auf die Aran Islands machen. Natürlich hatten sie Robert Flahertys Film gesehen und hofften, doch wenigstens eines der legendären currachs zu sehen.

Die schmale Straße vor ihnen war kaum geteert und verschwand bald hinter den Mauern aus unbehauenen Steinen, auf denen Efeu wucherte. Irgendwo blökten Schafe, sehen konnten sie sie nicht. Seit sie hier standen, war erst ein Wagen vorbeigefahren, ein grüner Morris, dessen Fahrerentschlossen durch sie hindurchgesehen hatte. Die Zeit schien zu gerinnen.

Bis spät nach Mitternacht hatten sie am Torffeuer wild diskutiert und sich mit dem Tau Tullamores getränkt.

Ralf war Schuld. Er hatte "Finnegan's Wake" vorgeschlagen, Will hätte lieber O'Casey oder Yeats gelesen. "Finnegan's Wake" als Urlaubslektüre. Ausgerechnet. So ein Aberwitz. Doch Ralf, der schon Leopold Bloom begeistert durch Dublin gefolgt war, hatte sich schließlich

durchgesetzt. Das Buch des Jahrhunderts, das Buch dieses Jahrhunderts, ist das Buch für diese Insel. Alles andere ist zweite Wahl. Also. Wenigstens den Versuch sollten sie unternehmen. Und so hatten sie sich in Dublin, wo auch sonst, je eine Paperbackausgabe besorgt.

Schon über die erste Seite, ja, über den ersten Absatz, waren sie sich uneins gewesen, hatten andere Bilder und Zusammenhänge gedeutet, andere Muster gesehen, hatten sich in der Vieldeutigkeit des opus eximiums verheddert.

Den nächtlichen Streit unter Freunden hatte jedoch Will in die ersten gemeinsam gelesenen Seiten geworfen. Denn er hatte, als Germanist dem Anglisten Ralf sowieso von Anfang an unterlegen, nach einer klaren Schlappe Dän Pagenstecher gegen H. C. Earwicker ins Feld geführt. Als Ralf daraufhin Schmidt als "irren Epigonen" titulierte, war das Gespräch aus allen akademischen Fugen geraten und schließlich in den immer schneller geleerten Bechern versunken. Von "Etym's", "Polyglottismen" oder anderen Begriffen, die sie sich erst in den letzten Seminaren angeeignet hatten, war nach dem Anbruch der zweiten Flasche Tau längst keine Rede mehr gewesen. Ihre gemeinsame Lektüre von "Finnegan's Wake" war so, zumindest in dieser Nacht, in vagen Vermutungen und billigen Vergleichen versickert, ihr Weg ins Zelt auch Wochen danach noch nicht rekonstruierbar.

Endlich näherte sich ein Auto. Will vergaß seinen Magen, der noch immer über den Klippen baumelte, und starrte gebannt auf die Biegung hinter den Steinen. Ein schwerer, schwarzer Wagen tauchte auf. Ein Kombi. Cadillac, Buick oder Chevrolet. Sechziger Jahre. Eine Riesenkiste. Die hinteren Scheiben aus Milchglas.

"Das ist ja ein..."

"...Leichenwagen! Das darf doch nicht wahr sein!"

Will ließ den Daumen sinken. Ralf legte ihm die Hand auf die Schulter, zog die Augenbrauen hoch und hielt seinen Daumen wider alle Erfahrung aufrecht. Langsam glitt das wuchtige Fahrzeug an ihnen vorüber. Der Fahrer war nicht zu erkennen. Der Wagen fuhr auf den Hügel zu, cnuceen, wie man hier sagte, und verschwand zwischen den allgegenwärtigen Steinen.

"Forget it!", fluchte Will.

"Hätt' doch sein können", verteidigte sich Ralf, den Daumen noch immer stur gen Galway.

"Hast Recht", gestand Will und legte Ralf ebenfalls die Hand auf die Schulter. Der Streit war aus der Welt; nur ihre Schädel und Mägen zollten ihm noch Tribut.

Gerade wollten sie ihre Rucksäcke umschnallen, um lieber zu laufen, statt endlos zu warten, als auf dem cnuceen das breite Heck des amerikanischen Leichenwagens auftauchte und behäbig im Rückwärtsgang auf sie zurollte.

Will sagte nichts. Ralf entließ ein kurzes "Hä?", dann stand der Wagen auch schon neben ihnen. Der Fahrer warum die sechzig, mit buschigem Backenbart, kahlem Kopf und imposanter Zahnlücke. Er stieg aus, grinste die beiden Trampler an und fragte höflich, aber laut, so, als sei er schwerhörig: "Galway?"

Nach einem kurzen Zwiesgespräch, das Will und Ralf mit ihren Blicken führten, gab Will seinem Freund einen Kick mit dem Ellenbogen und packte seinen Rucksack. Er hatte die Nase gestrichen voll von der Zeit, die hier, an dieser Provinzstraße, nur widerwillig verging, von diesen groben Steinen, von denen einige säuerlich rochen. Er wollte endlich raus aus diesem verlorenen Nachmittag, egal mit welchem Gefährt, egal, mit welchem Fahrer. Er sehnte sich nach einer heißen Dusche, nach einem sauberen B & B-Quartier, nach einem unakademischen Abend ohne Alkohol.

"Auf nach Galway!"

"Let's go!"

Der Fahrer nahm ihnen ihre Rucksäcke ab und ging zum Heck seines Wagens. Die große Hecktür mit ihrer Milchglasscheibe, die nicht nach oben, sondern seitlich zu öffnen war, verbarg einen schlichten Sarg aus Fichte oder Kiefer, mit sechs Flügelschrauben aus Messing verschlossen. Rechts und links, halb neben, halb auf dem Sarg, fand der Fahrer genug Platz für die Rucksäcke. Als er Ralfs Rucksack mit leichtem Schwung auf den Sarg wuchtete, glaubte Will, einen dumpfen, gequälten Laut zu hören, war sich aber nicht sicher



und gab dem letzten Whiskey die Schuld.

Der Fahrer nickte zufrieden und winkte seine neuen Fahrgäste zu sich nach vorn auf die breite, durchgehende Fahrerbank, die genügend Platz für drei Personen bot. Er legte den Hebel der Handschaltung um und folgte langsam der schmalen Straße. Ralf saß neben ihm, Will an der Tür. Er musterte den Fahrer, seine Zahnlücke, die aus dem halb geöffneten Mund lugte, seine fleischige W.C. Fields-Nase, seinen abgetragenen schwarzen Anzug. Der Ire saß aufrecht und tief im Polster und glich eher dem Rudergänger eines Frachters als dem Lenker eines Wagens. Mit ruhigen und flüssigen Bewegungen, das ungewohnt große Lenkrad fest in den breiten Händen, ging er auf die Kurven ein und machte sein Auto zum Schiff. Charon, dachte Will, ein irischer Charon.

Das Schiff traf ein Wellental, ein Schlagloch. Wieder glaubte Will, ein gedämpftes Stöhnen zu hören. Ralf drehte ruckartig seinen Kopf und schaute ihn an. Auch er hatte diesen sonderbaren Laut bemerkt.

"Where ye from?", unterbrach der Fahrer ihren leisen Zweifel mit lauter Stimme.

"Äh...from Germany, Bavaria, Erlangen", antwortete Ralf, den Blick erst in Fahrtrichtung, dann auf den Iren gerichtet

Der Fahrer wandte sich Ralf zu, hob eine Hand zum linken Ohr und bat um Wiederholung.

"Germany, Bavaria, Erlangen!"

Der Ire grinste sie an und nickte tief: "Germany, that's where..." Der Rest war nicht zu verstehen. Irisch? Gälisch? Jedenfalls endete seine Äußerung mit einem offensichtlich wohlwollenden, derben Lachen.

Ralf tat so, als habe er jedes Wort verstanden, schließlich war er ja Anglist, und nickte zustimmend.

Will ließ sein Gehör fahnden, sah erst Ralf an und riskierte dann einen Blick nach hinten durch die halb geöffnete Trennscheibe auf den Sarg ...nichts. Kein Laut. Nur das Fahrgeräusch, das Rasseln des betagten Motors.

Der Fahrer sah wieder auf die Straße. Ein paar Schafe erforderten seine Aufmerksamkeit. Das Automatikgetriebe wählte eine andere Übersetzung, sonst war nichts zu hören.

Also plazierte Ralf, nachdem er kurz und nur für sich den Kopf geschüttelt hatte, seine Gegenfrage, die er schon über die halbe Insel getragen hatte. Nach ein paar harmlosen Sätzen kam das Unvermeidliche: "Do you know 'Finnegan's Wake'?"

"Sure!", bölkte der Ire augenblicklich zurück und begann umgehend, ebenso laut wie routiniert, die irische Ballade zum Besten zu geben.

Ralf und Will mussten spontan lachen, doch in ihr Lachen hinein drang ein polterndes Geräusch an Wills Ohren, ein entferntes Pochen, ein Hämmern. Will irrte sich nicht. Er sah Ralf an, doch der hatte offenbar nichts gehört, sondern nutzte eine Atempause des singenden Fährmanns, um seine Frage zu präzisieren: "Fantastic, really! But I mean the famous book, written by James Joyce!"

Doch so gut er auch die Ballade kannte, von dem Werk seines berühmten Landsmannes hatte der bärtige Ire noch nie etwas gehört. Im Gegenteil, er schockierte Ralf gar mit der Gegenfrage, ob er denn wirklich sicher sei, dass es einen Roman mit diesem Titel überhaupt gäbe. Ob der gemeinte Roman nicht "Sullivan's Wake", "Mulligan's Wake" oder vielleicht "Lonnegan's Wake" hieße. "Finnegan's Wake" hieße ja schließlich schon die Ballade. Wieso sollte also jemand ein Buch schreiben und es ausgerechnet "Finnegan's Wake" nennen? Bestimmt hätte sich Ralf geirrt. Ganz bestimmt sogar.

Aber, fuhr er nach einer engen Kurve fort, der da hinten drin, der hieße zufällig auch Finn, zwar nicht Finnegan, sondern Finlayson, James Finlayson, aber zu Lebzeiten, also bis vorgestern, bis er beim Ausbessern seines Dachs von der Leiter gestürzt sei, hätten ihn alle nur Finn genannt. Jetzt sei er auf dem Weg nach Galway, wo ihn seine Familie bestatten wolle.

Während der Fahrer laut und ausschweifend Anekdoten aus Finns Leben schilderte, wurde Will ganz Ohr. Im Sarg tat sich was. Kein Zweifel. Es klopfte, es kratzte, es stöhnte. Und da Will nicht abergläubisch war, weder an Geister noch an Dämonen glaubte, auch nicht in

Irland, nicht einmal in Connemara, gab es für ihn nur eine Erklärung: Der Tote war gar nicht tot!

"Das vorzeitige Begräbnis" von Edgar Allan Poe schoss ihm durch den Kopf. Er sah den vom Dach Gestürzten nach kurzem Besuch im Hades in seinem Sarg erwachen, in ein Leichentuch geschlagen, wie er in der Dunkelheit langsam seine Lage erkannte und mit kaum noch vorhandener Kraft versuchte, sich zu rühren, sich bemerkbar zu machen. Er sah seine Fingernägel am Sargdeckel kratzen, seine nackten Fußsohlen gegen den Boden stampfen, seinen trockenen, halb geöffneten Mund gegen die ewige Nacht anwimmern.

Will holte Ralf aus den Geschichten des Fahrers, der gerade Finns zutiefst unmoralisches Verhältnis zu der ebenfalls erst kürzlich verbliebenen Alice Pegeen offenlegte, indem er Ralf einfach am Ärmel zog, und flüsterte ihm ins Ohr: "Er lebt! Der Mann im Sarg lebt noch! Kein Zweifel, ich hab's gerade deutlich gehört. Pass auf!" Will und Ralf richteten ihre Ohren auf die halb geöffnete Trennscheibe.

Der Ire kümmerte sich in keiner Weise um das sonderbare Verhalten seiner Fahrgäste, sondern schilderte mit breitem Zahnlückengrinsen die nächtlichen Streifzüge Alice Pegeens zum Junggesellen Finn. Bestimmt, so vermutete er, seien sie jetzt im Himmel oder in der Hölle wieder vereint.

Der schwere Wagen fuhr langsamer und musste an einer befahrenen Kreuzung halten. Galway war nicht mehr weit.

Will und Ralf nutzten die Gelegenheit und spannten ihre Trommelfelle:...nichts. Totenstille. Kein Kratzen, kein jammern, kein Leben.

"Und trotzdem", rechtfertigte sich Will gegenüber Ralf, "ich bin absolut sicher. Du hast doch vorhin auch was gehört, oder?"

Ralf antwortete nicht. Sein Blick verriet eine weit verzweigte Unsicherheit. Sie lauschten noch einmal, angestrengt und verkrampft, doch der Tote blieb stumm.

Der Fahrer gab Gas und nutzte eine große Lücke, die sich hinter einem Bus auftat. Noch während er um die Kurve ruderte, wurde ihr Ausharren an der Trennscheibe belohnt. Diesmal hatte auch Ralf keinen Zweifel. Der Sarg war dem Verunglückten zu früh verpasst worden. Deutlich war ein Rumpeln und Stöhnen zu hören.

Ralf war nicht mehr zu halten. Mit kurzen Worten machte er den Fahrer, der bereits wieder über Alice Pegeen, ihre viel zu kurzen Röcke und ihren blutroten Lippenstift berichtete, auf ihre Beobachtung aufmerksam.

"He's still alive! Believe me... and listen!"

Charon schien seinen einmal begonnenen Redefluss nur ungern unterbrechen zu wollen. Zum ersten Mal verwehrt seine Lippen den Blick auf die sonst immer sichtbare Zahnücke. Mürrisch folgte er Ralf und lehnte sich leicht nach hinten, ohne den Blick von der Straße zu nehmen.

"Do you hear it? Do you hear him?"

Klar drangen die vermischten Geräusche aus dem Sarg an ihre Ohren.

"Khaki cutthroats!", fluchte der Ire. "I'm not the fool you seem to think I am! He's dead, I tell ye! But..."

Er richtete sein Kreuz wieder ins Lot und begann, Wills und Ralfs Beteuerungen zum Trotz, sogar zu lächeln. Seine Zahnücke bleckte versöhnlich.

"Oh, what a joke!"

Er schien die ganze Sache für einen Spaß zu halten, für einen nicht schlecht platzierten Witz angesichts der besonderen Fracht, die er nun einmal zu befördern hatte. Die noch immer durchsickernden Laute, die sich in Wills und Ralfs Ohren längst eingefressen hatten, schien er nicht wahrzunehmen. Statt dessen nahm er seinen Vortrag wieder auf und wählte als Thema nun den genauen Unfallhergang.

Ralf versuchte noch einmal, ihn zu unterbrechen.

Doch der Fahrer ließ sich nicht darauf ein, sondern versicherte den beiden Trampnern, den eingeschlagenen Schädel eigenäugig gesehen zu haben. Und mit einem derartigen Loch im

Kopf sei Leben nicht mehr möglich. Bis aufs Gehirn habe man, wenn man mutig gewesen sei, schauen können. Er sei mutig gewesen. Finn sei tot.

Dann begann er von neuem, den Sturz und die verwerfliche Beziehung zwischen dem Eigenbrötler Finn und der viel zu jungen Alice zu schildern.

"Der kapierts nich, der kapierts einfach nich, der is ja taub wie ne Flunder", tobte Ralf und fuhr den Fahrer an, bei der nächsten Gelegenheit anzuhalten.

Der Ire hob die Schultern und brach seine Erzählung ab. Erneut beteuerte er, noch nie einen liegend befördert zu haben, der noch gelebt habe. Seine Toten seien immervollständig tot. Das sei nun einmal die Grundlage seines Gewerbes. Es folgten noch einige gälische Ausdrücke, die sie nicht verstanden, dann verstummte ihr Chauffeur.

Ralf fasste sich an den Kopf und warf noch einmal einen Blick durch die Trennscheibe auf den Sarg, der sich beruhigt zu haben schien.

"Analphabet, Ignorant", schimpfte Ralf halblaut, "'Sullivan's Wake', so ein Schwachsinn, aber ob einer lebt oder nich, das weiß er genau, das muss man ihm lassen."

"Will you please stop now", ermahnte er den Iren.

"Keine Panik, wir brauchen doch unsere Rucksäcke. Dann werden wir ja sehen", sprach Will und spürte die verstärkte Arbeit seines Herzens, Adrenalin pochte in seinen Schläfen. Erst dieses bedingte Erwachen, das zerebrale Nachbeben der letzten Nacht, der zähe Nachmittag mit mehrfach geleertem Magen, und dann auch noch dieser schwerhörige Fährmann mit seinem lebenden Toten.

Inzwischen hatten sie den Stadtrand von Galway erreicht. Im Westen stand eine trübe Sonne über der Hafenstadt, Regenwolken hatten sich zusammengezogen und schickten erste Tropfen, dick und schwer, auf die Windschutzscheibe. Der Fahrer bog in eine Seitenstraße ein und hielt vor einem kleinen Laden. Endlich öffnete er die Hecktür und angelte nacheinander ihre beiden Rucksäcke vom Sargdeckel. Noch bevor Will und Ralf eine Forderung formulieren konnten, klopfte er mehrmals laut mit der Faust auf das polierte Holz und rief: "Everything okay inside?" Dabei schob er sein unvollständiges Gebiss vor und strahlte sie an.

Der Sarg und sein Schutzbefohlener verweigerten jede Antwort. Kein Jammern. Kein Pochen. Kein Aufbegehren wider das Unabänderliche.

Auch Ralf hatte kein Glück. Zweimal rief er den Toten an und schlug mit der flachen Hand auf den Sargdeckel, doch Finn war nicht ansprechbar. Schließlich griff Ralf an eine der Flügelschrauben, doch der Fahrer schob seine breiten Hände vor die Kontaktaufnahme mit dem jenseits.

"He...is...dead!", grinste der Ire.

"Okay, okay", antwortete Will, der ebenfalls keinen Blick in den Sarg werfen wollte, nicht an diesem Tag, egal, was Poe geschrieben hatte, seinen wenigen Mut hatte er längst auf der Fahrerbank verbraucht. Außerdem keimte der Zweifel wieder in ihm auf, zerbröselte die Gewissheit angesichts des stummen Sargs. Will wollte einfach nur weg, zumal der irische Himmel sein Wasser nicht mehr halten konnte.

"Wir haben ja die Nummer. Lass uns zur Polizei gehen. Soll die doch den Wagen suchen und nachschauen. Vielleicht ist er doch...? Was weiß ich. Komm, lass uns verschwinden."

Ralf nickte endlich und schnallte sich seinen Rucksack um. Irgendwie mussten sie ihrem Chauffeur noch danken, grußlos konnten sie auf keinen Fall gehen, auch wenn sie seine Todesüberzeugung nicht teilen konnten. Also hoben sie kurz ihre Hände und rangen sich ein knappes "Thanks!" ab.

Der Ire zog die Mundwinkel hoch, verneigte sich leicht und gab sich alle Mühe, "It was a very great pleasure for me!" so vornehm und höflich wie möglich auszusprechen.

"Spinner", murmelte Ralf.

Sie setzten ihre Kapuzen auf und suchten rechts vom Laden den Weg in die Stadt. Dem erstbesten Polizisten wollten sie den Vorfall melden und die Überprüfung von Finns Zustand den zuständigen Behörden überlassen. Das waren sie ihren Zweifeln und möglichen zukünftigen Träumen schuldig.

"Vielleicht", grübelte Will, "vielleicht warens doch bloß unsere verdammten Schädel?"

Eine schmale Gasse in der Häuserzeile, in der lauter leere Farbeimer standen, gewährte ihnen noch einmal einen Blick auf den Leichenwagen, der noch immer oben auf der anderen Straße stand. Die Hecktür war offen, der Sargdeckel zur Seite geschoben. Vor dem Fahrer stand ein ebenfalls schwarz gekleideter älterer Mann, der in den Sarg langte, eine Schirmmütze herausholte und sie sich aufsetzte. Die beiden Männer schlugen sich gegenseitig auf die Handflächen und setzten zu einem Lachen an, das Will und Ralf trotz des Regens und der vielen Autos zu hören glaubten.

Will schloss für einen Moment die Augen und neigte seinen Kopf. Die beiden Iren schlossen Sarg und Hecktür und sangen offenbar, regennass und ausgelassen, irgendein Lied, mit dem sie vorne im Wagen verschwanden.

Will und Ralf, mit aufgeweichten Schlafsäcken schwer beladen, stapften durch den kalten, nassen Nachmittag und suchten ein Quartier. Wortlos drangen sie in die Stadt ein und folgten dabei dem Bach, der sich auf der Straße gebildet hatte, riverrun.

## In Szene

Innen, Halbnah, die Kamera schwenkt von links nach rechts auf eine Couch mit geblütem Samtpolster, auf der, unter einem überlebensgroßen Sigmund-Freud-Poster, drei Männer, Mitte bis Ende dreißig, sitzen. Obwohl die Stehlampe links neben ihnen nur diffuses Partylicht verbreitet, tragen zwei der Männer fast schwarze, nein, gänzlich schwarze Sonnenbrillen. Auch ihre Kleidung und ihre Schuhe sind schwarz. Während sich die beiden außen sitzenden Männer über ein neues Buch unterhalten, das einer der beiden soeben und nach, wie er immer wieder betont, fast unüberwindlichen inneren, aber unbedingt selbstreinigenden Qualen, vollendet habe, presst der Mann zwischen ihnen seine Handflächen fest auf seine dichte, rasierte Glatze und trägt halblaut ein Gedicht vor, nur Wortfetzen sind zu verstehen, wahrscheinlich Heinz Erhardt oder Loriot. Von Zeit zu Zeit springt er auf und verlangt nach exakt temperiertem Champagner, 8,5 Grad Celsius, und einer rechten Hummerschere, da seiner Meinung nach nur jener Körperteil des Hummers genießbar sei. Als eine Serviererin endlich den Champagner reicht, beanstandet der Gast die Marke. Zu gewöhnlich für den Anlass dieser Feier. Typisch Party-Service. Einfach dilettantisch.

Schnitt.

Innen, Halbtotale, der Raum einer neu und großzügig mit Designermöbeln eingerichteten Praxis für Psychoanalyse, Türen führen in weitere Gesprächs- und Behandlungszimmer, vor den großen Sprossenfenstern der renovierten Altbauwohnung zeugen mannshohe Palmen mit glänzend polierten Blättern und unbequeme Stühle im Bauhaus-Stil von der Arbeit eines Innenarchitekten. Auf der freien Fläche zwischen medizinweißem Schreibtisch und frisch geladenem Bücherregal tanzen einige Gäste, eine schon reifere Frau mit Strohhut Tango, solo, einen imaginären Partner im Arm, eine junge Blonde Freestyle, Astor Piazzolla umspült die Tänzerinnen, von denen eine ab und zu wie Arancita Sanchez-Vicario stöhnt, mit argentinischer Melancholie.

Schnitt.

Innen, Halbnah, die Tür öffnet sich und gebiert ein Paar in italienischem Abend-Outfit, schrill und teuer, sie überreichen der Gastgeberin mehrfach Wangenküsse und, unverpackt, ihr neuestes, gemeinsam verfasstes Buch: "Gebärneid des postmodernen Mannes", zweihundertfünfundfünfzig Seiten, druckfrisch, letzte Woche vorgestellt auf dem "Internationalen Kongress für systemische Therapie" in Heidelberg. Die Gastgeberin legt es zu den anderen Geschenken und führt das Paar in die Küche. Erstaunt stellen die neuen Gäste fest, dass den in Nierenschalen servierten Hummern sämtlich die rechten Scheren fehlen.

Schnitt.

Innen, Amerikanische, vor dem Empfangstresen geben sich zwei Rotwein trinkende Männer gegenseitig absolute Geheimtipps über Investitionsmöglichkeiten und Steuertricks. Als eine Frau mit graublondem Haar und verbrauchtem Gesicht hinzukommt, die mit Sicherheit jünger ist, als ihre aufgequollenen Tränensäcke und cremekaschierten Fältchen vorgeben, wechseln sie das Thema. Nun ist von Objekten am Burgberg die Rede, die derzeit günstig, also knapp unter einer Million, zu erwerben seien. Namen von Architekten und Künstlern fallen, die Frau zeigt einen Ring vor, den sie sich kürzlich, quasi als Selbstbelohnung nach zähen Kämpfen mit notorischen Patienten, unbedingt habe schenken müssen. In New York natürlich. Natürlich, nicken die Männer, ohne der Frau weiter zuzuhören, die nun ihre Handtasche vorzeigt. Ebenfalls New York. Markennamen fallen, Boutiquenadressen und Anlagetipps wechseln die Besitzer und verbinden sich mit Immobilienpreisen zu einem nicht mehr entwirrbaren Börsenpalaver.

Schnitt.

Innen, die Kamera beginnt einen Schwenk durch die Küche. Weine werden begutachtet, jeder ist Weinkenner, jeder kennt einen Winzer. In Italien. Persönlich. Und das seit Jahren. Also lange bevor guter italienischer Wein in Deutschland überhaupt populär geworden ist. In der Schweiz, versichert eine Frau mit violetten Augenlidern, Sechziger-Jahre-Mini und Stöckelschuhen, auf einer Alm oberhalb von Zermatt, gebe es in einem kleinen Chalet das beste Tomatenmark der Welt zu kaufen. In der Schweiz. Ausgerechnet. Aber es sei nun mal so. Jedes Jahr im September begeben sie sich mit ihrem Mann nach Zermatt, nur um dieses wahrhaft einmalige Tomatenmark zu erwerben. Das sei keine Alm, sondern ein kleines Bergdorf, wird sie von einem Mann verbessert, der neben ihr auf der Eckbank sitzt, einen Humphrey-Bogart-Hut tief im Gesicht, Calvin-Klein-Hemd, breite Hosenträger. Und die nur sehr selten angebauten und sehr schwer aufzutreibenden Tomaten hießen schlicht Engadiner Bergtomaten! Also wenn Tomatenmark, dann nur frisch gekocht, in Gläsern, und nur aus der Schweiz. Unverzichtbar für eine echte, also eine richtige, eine wirklich traditionelle italienische Tomatensoße. Unverzichtbar! Nein, dann lieber gar keine. Immer nur aus der Schweiz. Oberhalb von Zermatt. Ein kleines Chalet. Und auf keinen Fall Parmesan, sondern Pecorino Romapo. Aus Schafsmilch. Und aus Latium, also der Gegend um Rom. Pecorino Romano. Romano! Nur Pecorino sei aus Kuhmilch. Also Romano. Parmesan? Ist was für Banausen. Einige andere Tomatenkenner & Käsekenner & Weinkenner & Olivenölkenner nicken zustimmend und beeindruckt, nicht ohne umgehend mit eigenen Geheimquellen für Schafssalami oder Bärenkrebse zu kontern.

Schnitt.

Innen, Halbnah, wieder im Praxisraum, die Gastgeberin im Gespräch mit drei Kolleginnen aus der Psychobranche. Standpunkte und Trends werden aneinander vorbeigeschoben, Wirklichkeitsmodelle ausgespielt, Kognitionspsychologie versus Konstruktivismus, Jung gegen Freud, Patienten werden gegen Patienten gesetzt, Fälle gegen Fälle, dann folgen Kollegen, Professoren und andere Widersacher, Peter hätte teils diese, teils jene psychischen Probleme und sei in Wahrheit völlig ungeeignet für die Laufbahn eines Psychotherapeuten. Vera hingegen, drei Blicke verständigen sich kurz auf das anwesende Opfer, sei unfähig, ihre Unfruchtbarkeit zu akzeptieren und kompensiere diese auch operativ nicht zu behebbende Einschränkung durch immer ausgefallene sexuelle Eskapaden, und Rüdiger, der Dicke gleich neben ihr, hätte nun schon seit vier Jahren nichts mehr veröffentlicht. Nicht mal einen Aufsatz.

Schnitt.

Innen, Halbnah (war im Flur nicht anders möglich), die Wohnungstür. Ein weiterer Gast gibt sich zu erkennen, noch ein Humphrey Bogart, aber kleiner, besser, vor allem der Hut, und in Begleitung eines farbigen Freundes. Sam? Einige der anderen Gäste stehen auf und eilen zur Tür, das Duo ist offenbar beliebt und wird mit großem Hallo! Und lange nichtgesehen! begrüßt. Extra aus Berlin? Wahnsinn! In vier Stunden? Klar, Porsche. Man gönnt sich ja sonst nichts. In die Begeisterung mischen sich Klagen über die nächste Stufe der Gesundheitsreform. Scheiß Kassen. Kurz darauf erscheint noch ein Gast, elegant gekleidet, über vierzig, überfreundlich, überförmlich, begrüßt jeden mit Handschlag, stellt sich Unbekannten als Dr. Grotzjahn vor, mit tz und h, besteht darauf, gesiezt zu werden, rügt den Partyservice, ohne ein Glas getrunken oder eine Hummerschere gegessen zu haben, kennt noch mehr Winzer und Tomaten, fragt nach dem neuesten Bootleg von Pink Floyd, keiner antwortet, er schreitet mit Meterschritten zum CD-Player, schneidet Piazzolla mitten im Takt ab, legt die von ihm als Geschenk mitgebrachte CD auf: Arnold Schönberg. Die Tänzerinnen, eine noch immer stöhnend entrückt, please cry for me, Argentina, heben zum Protestgeschrei an, doch voll demonstrativer Begeisterung springt jetzt der glatzköpfige und sonnenbebrillte Lorient-Rezitator von der Couch auf die Tanzfläche und interpretiert, wild um sich schlagend, die Zwölftonmusik. Humphrey Bogart Nummer zwei alias Richard Blaine mischt sich ein. Casablanca-cool. Hat noch mehr Ahnung von Musik, kennt auch den Pink-Floyd-Bootleg, findet Schönberg noch immer sensationell, plädiert jedoch für John Lee Hooker, der Party und der, wörtlich, aufkeimenden Erotik wegen, doch Dr. Grotzjahn, mit tz und h, gibt sich nicht so leicht geschlagen, verweist auf seine riesige CD-Sammlung, über zweitausend Silberscheiben, und seine High-End-Anlage, seine langjährige Freundschaft mit einem stadtbekannten Pianisten und die von ihm mitgebrachte Schönbergeinspielung, die beste seit Jahren, seit Jahren, ein Ignorant, wer dem widerspreche, die Musik für einen gepflegten Abend unter Freunden und Kollegen, ohne jede Frage. Der Schönberginterpret auf der Tanzfläche verlangt lautstark nach einer weiteren rechten Hummerschere, statt

dessen deutet ihm die Serviererin des Party-Services an, dass nun endlich eine andere Sorte Champagner eingetroffen sei. Endlich! wiederholt der Tänzer, ohne vom Schönberg abzulassen. Bogart Nummer zwei und Dr. Grotzjahn sind inzwischen bei der musikhistorischen Bewertung der Beatles angelangt, als eine noch sehr junge Frau in Seide zu ihnen tritt und irgend etwas von einem Patienten erzählt, der zum wiederholten Male von Ufos entführt worden sein will. Wieder sind nur Wortfetzen zu verstehen, dank Schönberg hört es sich an, als ginge es jetzt um pädophile Außerirdische, Bogart Nummer zwei zitiert James T. Kirk, Dr. Grotzjahn Umberto Eco, die Frau findet Spielbergs "Unheimliche Begegnung der dritten Art" gefährlich, der Zwölftontänzer die Musik zu leise, einer der Wein-, Käse und extravergine-Olivenölkenner Tomatenmark aus der Schweiz pervers, Müsli aus Norwegen aber geil.

Schnitt.

Gleich würde sich die Tür öffnen und Woody Allen eintreten, Mia Farrow oder Diane Keaton an seiner Seite, einen Kalauer über Freud und Masturbation auf den Lippen. Endlich würde ich ihn einmal persönlich kennenlernen.

Doch nichts geschah, lediglich der Schönberg verstummte so abrupt wie sein Vorgänger Piazzolla. Zum gemeinsamen Entsetzen der beiden Musikkundigen und des Tänzers hatte eine unvorsichtige junge Neurologin ohne triftigen Grund Madonna aufgelegt. Ich ging zum Fenster, um der unmittelbar einsetzenden Exekution des Madonna-Fans auszuweichen, und sah auf die Straße hinunter. Doch mein Blick fiel nicht auf eine hell erleuchtete und vielbefahrene Straßenschlucht Manhattans, sondern auf eine gähnend leere Straße im Zentrum Erlangens, eher verdunkelt als erhellt von müden Energiesparlampen. Keine Skyline, keine künstliche Helligkeit, keine stromfressenden Lichterfassaden gigantischer Bürotürme.

Ich kannte Henriette schon seit einigen Jahren, Henriette Böttcher-Birkenheim, seit ihrer Heirat Böttcher-Birkenheim-Kreindl, allerdings erst nach Querelen mit dem Standesamt und einem namenskundlichen Gutachten, das ihrem Familiendoppelnamen seit Generationen Zusammengehörigkeit und Bindestrich bescheinigte. Dem Standesamt war also nichts anderes übrig geblieben, als ihren Dreifachnamen amtlich als Doppelnamen zu behandeln und zu genehmigen. Wie stolz war Henriette auf diesen Triumph über die Bürokratie, wie gerne zückte sie eine ihrer Visitenkarten, die auf der Vorderseite Dokortitel und Vornamen, auf der Rückseite Nachnamen und Berufsbezeichnung trugen. Ihr Mann, ein leidenschaftlicher Schäfer, der auch nach der Heirat bei seiner Mutter in irgendeinem Fünfzehnhäuserdorf im Steigerwald wohnen geblieben war und weiterhin Schafe züchtete, hatte keine Visitenkarten.

Hinter meinem Rücken durchflutete die unnachgiebige Aufklärungsarbeit der Kulturapostel, zugleich Richter und Henker, den ganzen Raum. Madonna war längst exorziert, ihr Gift durch ein Antidot, eine mir unbekannte Independent-Band, neutralisiert worden. Wiederholt drangen die Worte Avantgarde und Elite bis zu mir ans Fenster.

Draußen fuhr ein Auto vorbei, immerhin, langsam passierte es eine Plakatwand, auf der ein junges Spießerpärchen Gleichgesinnte zum sofortigen Kauf von Gartenmöbeln aus weißem Plastik aufforderte. Es lohnt sich. Bässe wummerten durch die Praxis, eine Tür wurde laut und, ich vermutete, stinksauer zugeschlagen.

Woody Allen war noch immer nicht erschienen.

Wahrscheinlich war ich der einzige Nichtapprobierte, wahrscheinlich hatte Henriette bei meiner Einladung übersehen, dass ich nur ein harmloser Literaturwissenschaftler war, der sein ökonomisches Überleben Lehraufträgen und wissenschaftlichen Artikeln zu verdanken hatte.

Gleich würde das Licht angehen, würden die Türen geöffnet werden. Ein schöner Film, ein intellektuelles Kabinettstück, hier und da überzeichnet, natürlich, besonders die Szenen mit Schönberg, eben ein Film von Woody Allen, aber gerade deshalb so treffend.

Einer der Blues Brothers von der Couch legte seinen Arm um meine Schulter.

Glenmorangie?

Kein Zweifel, ich hatte ein hermeneutisches Problem, aber wozu war ich Germanist?

Wie bitte?

Glenmornangie?! Single Highland Malt?!

Erst jetzt sah ich die Flasche in seiner Hand. Ich musste zwar noch fahren, aber ein Glas kam mir jetzt gerade recht, also nickte ich.

Er füllte ein mitgebrachtes Glas ein Drittel voll und hob seines. Slainte! Auf den Besten! Auf den Einzigen. Es folgte ein längerer Vortrag über Malt-Whisky, seine Destillation und Lagerung, seine einzig wahre Trinktemperatur und seine beruhigende Wirkung nach einem harten Praxistag.

Selbstverständlich hatte der Referent die von ihm mit Lob überschütteten schottischen Destillen schon mehrfach besucht, kannte ihre Brennmeister, die Herkunft ihrer Eichenholzfässer, die Qualität des Hochlandquellwassers. Sogar ans Auswandern hatte er schon gedacht, um selbst eine kleine Destille weitab der Zivilisation in einem kleinen, schottischen Dorf zu betreiben. Derzeit, versicherte er mir in sonderbar vertraulichem Flüsterton, könne er sich diesen Traum leider noch nicht erfüllen, aber später im Leben, später, weitab von der Zivilisation, in den Highlands. Slainte!

Väterlich klopfte mir der etwa Gleichaltrige auf die Schulter, sah mir fernweh- und lebenserfahren in die Augen und ging mit einem Schlenker zu einem Gast, der leicht gebeugt vor den Bücherregal die Titel inspizierte. Von irgendwoher hatte der Wahlschotte noch ein Glas, das er meinem Nachfolger unvermittelt in die Hand drückte. Sein nun freier Arm suchte seine Schulter, beide verschmolzen im verqualmten Halbdunkel zu einer grauen Silhouette.

Slainte! Der Whisky war wirklich gut. Auf der Tanzfläche stöhnten und staksten mittlerweile wieder die beiden Tangosingles.

Ich suchte die beiden konkurrierenden Musikkpässe. Auf Bogart Nummer zwei stieß ich in der Anmeldung. Er ertrug wie Nummer eins, der noch immer in der Küche residierte, stoisch seinen Hut, Schweiß rann unter der Krempe bis zum Hals. Keine Maskenbildnerin erschien, um den Darsteller für die nächste Einstellung vorzubereiten, sein Gesicht abzutupfen und frischen Puder aufzulegen. Doch die Stimmung am Set war gut.

Gleich drei Frauen hatten sich um ihn geschart und lauschten wie hypnotisiert seinen mit raumgreifenden Gesten vorgetragenen Ausführungen. Ich rückte näher, die Wortketten lösten sich langsam in Sätze auf. Der Ton war gut. Dolby surround.

Richard Blaine hatte inzwischen der nur von ihm beherrschten Welt der Musik den Rücken gekehrt, um als Indiana Jones, den Hut noch verwegener und angeborener über die Stirn gezogen, das Licht einer ganz anderen Welt zu erblicken. Ohne Peitsche, aber dennoch kampfbereit, eine Zimmerpalme geschickt als Deckung nutzend, war er in die Rolle des Extremsportlers geschlüpft, für den der Bungeesprung in neuseeländische Wildwasserschuchten ebenso selbstverständlich war wie wieder Tauchgang in unterirdische Höhlensysteme.

Das Abenteuer, wenn auch nur das von einer Zigarettenfirma gut organisierte, schien die Frauen mit magischen Stricken zu fesseln, verborgene Sehnsüchte aus schweren, lang erduldeten Ketten zu befreien. Mit großen Mädchenaugen und leicht geöffneten Mündern folgten sie der längst verloren geglaubten Männlichkeit des schweißgeplagten, weil wohlbehüteten Erzählers in die Tiefen eiskalter Bergseen und neumondnachtschwarzer Grotten.

Stille und Einsamkeit, die nirgendwo mehr auf der Welt, und noch dazu körperlich, spürbar und erfahrbar sei. Seine Finger malten die Stille in Form eines großen Eis in den Zigarettenqualm. Einmalig. Aber gefährlich. Stille und Einsamkeit. Selbstfindung. Rückkehr zum Selbst. Zum Authentischen. Mittel- und Zeigefinger legten ein zweites Ei in den Raum.

Ich leerte mein Glas in einem Zug.

Indiana Jones löste sich plötzlich von der Palme, verließ die sichere Deckung und riskierte zur Abwechslung wieder einen Sprung in den Schlund einer Schlucht am anderen Ende der Welt. Diesmal von einer Behelfsbrücke aus Bambus. 1945 von britischen Pionieren gebaut, um den japanischen Invasoren in den Rücken fallen zu können. Nein, nicht die Brücke am Kwai. Aber durchaus vergleichbar. Earl Mountbatten. Längst vergessen. Heute nur noch Historikern bekannt. Und nur noch zu Fuß erreichbar. Über einen schmalen Dschungelpfad. Die Schlucht? Fast bodenlos. Erst kurz vor dem vermeintlichen, durch das Gummiseil verhinderten Aufschlag sei das Wasser zu erkennen gewesen. Endlos der Sturz. Eine



Ewigkeit. Todesnähe. Körperlich spürbar.

Fast wäre eine der Frauen in diesem Augenblick vom Stuhl gerutscht, doch Indiana Jones sprang ihr zur Seite und verhinderte mit starkem Arm den Sturz.

Nach der Rückkehr des edlen Retters zu seiner Palme verließ ich seine Abgründe, um mich nach dem anderen Musikpapst umzusehen. Unterwegs traf ich auf den Mann mit der Flasche und ließ mir bereitwillig mein Glas füllen. Auf eine Wiederholung der Weltgeschichte der Destillation verzichtete ich jedoch.

Woody Allen war noch immer nicht erschienen.

Ich entdeckte Dr. Grotzjahn neben dem Zwölftontänzer auf der Couch. Sie waren ins Gespräch vertieft, dem auch andere Gäste lauschten, und hatten die Kulturhoheit über den CD-Player wohl endgültig jenen überlassen, die unbelehrbar auf Tango und Bandoneon standen.

In der Nähe des Fensters ergatterte ich einen guten Platz, keine Loge, aber immerhin. Beide redeten laut aufeinander ein. Zunächst fand ich keinen Einstieg in ihr Gespräch, erst als ich mich ausschließlich auf Dr. Grotzjahn konzentrierte, wurde mir klar, dass jeder sein eigenes Feld bestellte. Soweit ich von meinem Platz aus dem Gesagten folgen konnte, der Ton war deutlich schlechter als nebenan, hielt Dr. Grotzjahn einen kleinen Vortrag über klassische Automobile, gehobene Fahrkultur und seinen erst kürzlich erworbenen Jaguar, auf dessen rote Lackierung er größten Wert gelegt habe, um seinen nie ganz erloschen achtundsechziger Überzeugungen Ausdruck zu verleihen.

Inwieweit diese selbstsicher in den Raum gestellte Äußerung zynisch gemeint oder als Provokation gedacht war, blieb offen. In diesem Augenblick versickerte sein Vortrag im Hintergrundrauschen des Festes, während sein Gesprächspartner, sofern man ihn überhaupt als solchen ansah, jetzt besser zu verstehen war. Also überließ ich ihm meine ungeteilte Aufmerksamkeit.

Und ich hatte Glück, denn er outete sich gerade als längst habilitierter Neurologe, dem das Schicksal lediglich eine Stelle als Assistenzarzt im hiesigen Klinikum eingeräumt habe. Seine Absicht sei es daher, aus dem menschenverachtenden Wissenschaftsbetrieb auszusteigen und seine eigentliche Passion, von der bisher nicht einmal seine engsten Freunde wüssten, nämlich das Drehbuchschreiben, zum Beruf zu machen. Erleichterung überschwemmte sein Gesicht.

Dr. Grotzjahn konterte, nun wieder hörbar, mit irgendeiner These über Rainer Langhans, Rudi Dutschke, Fritz Teufel und rotlackierte Nobelkarossen. Jaguar, Bentley, Bugatti.

Jetzt war das zweite Glas reif, in einem Zug geleert zu werden. Obwohl vom Besten, brannte der Whisky durch meine Kehle.

Nein, nicht vom Teufel, von Drehbüchern sei die Rede, entgegnete der frustrierte Neurologe leicht erbost.

Aber an der Entstehung solcher habe Rainer Langhans auch schon mitgewirkt, war die Antwort des Jaguarbesitzers, bei Fassbinder, in den frühen Siebzigern.

Seine Drehbücher basierten aber auf einer gänzlich neuen Filmästhetik, die so noch nie dagewesen sei, noch nie, auch nicht bei diesem Langhaus.

Langhans! Und der hätte es nie gewagt, einen roten Jaguar zu fahren. Nie. Außerdem sei der Kontakt schon vor Jahren abgerissen, und auch die Uschi habe er nie mehr wiedergesehen. Doch er habe es gewagt.

Nein, er habe es gewagt, denn bei seinem Drehbuch handele es sich um ein noch nie dagewesenes Experiment in der Filmgeschichte. Er habe nämlich vor, nicht nur das Buch zu schreiben, Regie zu führen und als Kameramann zu fungieren, auch sämtliche Rollen wolle er selber verkörpern, die des Mörders, die des Opfers, die des Anstaltsleiters und die der dreizehnjährigen Nymphomantin. Ja, sogar die. Er allein, das sei nun mal sein Konzept. Ästhetisch einmalig. Quasi die Neuerfindung des Autorenfilms.

Zwei Frauen bahnten sich in diesem Moment einen Weg in das Zwiegespräch, maßvoll echauffiert, und verlangten von Dr. Grotzjahn ein fachmännisches Urteil über Schweizer Tomatenmark, hergestellt aus Engadiner Bergtomaten. Kaum hatte der Befragte sein Votum abgegeben, das mich aufgrund des schlechten Tons nicht erreichte, schien eine der beiden

Frauen einen hysterischen Anfall zu erleiden, sie warf ihre Arme in die Luft und johlte irgendeine Melodie. Die andere Frau, anscheinend die Unterlegene, öffnete erst die Euphorie ihrer Gegnerin nach und überhäufte dann Dr. Grotzjahn mit einem Schwall von Gegenargumenten.

Jetzt griff auch noch der habilitierte Jungfilmer in den Schaukampf ein, laut und auch für mich deutlich verkündete er, schon allein am Gang einer Frau erkennen zu können, ob diese sexuell gut versorgt sei oder nicht, denn die gleitende Bewegung der Schenkel, das Auf und Ab der...

Augenblicklich verbündeten sich die beiden Frauen, ließen die Tomaten im Engadin und stürzten sich, ohne Rücksicht auf Maske und Kostüm und vor Analysewut schäumend, auf den mutmaßlichen Frauenfeind.

Mir wurde schwindelig. Ich brauchte frische Luft, ich brauchte Zyankali. Wo blieb Woody Allen.

Ich rieb mir die Augen, der Zigarettenrauch, den eine ansehnliche Zahl von Kettenrauchern unentwegt absonderte, attackierte meine Optik, das Bild wurde unscharf. Die rote Couch, Tomatenkenner, Drehbuchautoren und Bogarddouble verschwammen mit dem Rauch zu einem diffusen Nebel. Vielleicht waren die zwei Whisky auf nüchternen Magen doch keine so gute Idee gewesen. Ich stellte das Glas auf den Boden und begab mich erst einmal aus der unmittelbaren Gefahrenzone.

Wenigstens verschaffte mir das nahe Fenster frische Nachtluft und lenkte mich von der zweiten Exekution des Abends ab, die irgendwo hinter mir im Off stattfand. Ein leichter Nieselregen hatte eingesetzt, die aufgestaute Hitze des Augusttages ihre Kraft verloren. Menschenleer war die Stadt unter mir, begierig atmete ich ihre gereinigte Luft ein, roch ihre Nässe, roch...

Glen...Glenmor...Glenmorangie?

Mühsam hangelte sich ein Arm über meine Schulter, eine Hand suchte Halt an meinem Hemd, rutschte wieder ab, griff erneut zu, erwischte eine Kragenspitze. Mit einer leichten Drehung entzog ich mich dem drohenden Zugriff und einem dritten Whisky, machte einige Schritte zum nächsten Fenster und stand unvermittelt vor Henriette.

Na, wie gefällt's dir, empfing sie mich zigarettenrauchverschleiert, ein Rotweinglas in der Linken, den Körper leicht im Tangorhythmus wiegend.

Gut, antwortete ich, sehr gut, tolle Dialoge, zum Teil echte Spitzendarsteller, nur Ton und Musik sind nicht besonders. Zu einem guten Woody Allen gehört einfach Musik von Henry James, Count Basie oder Duke Ellington. Schönberg und Piazzolla sind ungeeignet. Auch die Dramaturgie hat hier und da Schwächen, reiht einfach nur Höhepunkt an Höhepunkt, Abgrund an Augenblick, Klischee an Couch. Aber sonst, gar nicht so schlecht, gar nicht so schlecht. Sollte man unbedingt einmal gesehen haben.

Henriette sagte kein Wort. Aus dem Off drang ein hysterisch-euphorischer Aufschrei zu uns durch den Nebel. Kurz darauf triumphierte Schönberg erneut über den Tango, Wortfetzen und Halbsätze trafen uns. Kunst. Jaguar. Alter Chauvi. Engadin.

Henriettes Blick bohrte sich kurz in meine Augen, ihr Mund öffnete sich. Doch da tauchte Richard Blaine aus dem Nebel auf und entführte sie in Richtung Couch, wo noch immer heftig exekutiert wurde. Sorry, sagte er, und verschwand mit ihr im Nebel.

Der Film war aus. Für mich. Einer Überlänge war ich heute einfach nicht gewachsen. So überließ ich die Darsteller anderen möglichen Zuschauern. Schon beim Hinausgehen traf ich auf einen. Eine junge Frau, die, wie sie mir ungefragt erklärte, eine frische Krise an diesen Ort geweht hatte. Ich riet ihr ab, doch da die blasse Frau darauf bestand, Henriette zu kennen und somit Anspruch auf eine tragende Rolle erhob, wünschte ich ihr toi! toi! toi! und verließ das Haus.

Der Regen war heftiger geworden, kalt trafen die Tropfen meinen Kopf, von Nebel keine Spur mehr. Außer mir stand niemand vor dem Kino, doch konnte ich in einiger Entfernung einen kleinen Mann ausmachen, der mit schnellen Schritten auf mich zu kam. Er trug eine schwarze, kantige Brille, seine Haare waren dunkel und standen über den Ohren frisurlos vom Kopf ab. Die Frau, die ihn begleitete, trug Siebziger-Jahre-Klamotten. Als sie an mir vorbei ins Haus huschten, war eine vertraute Gershwinmelodie zu hören. In dem Gespräch,

in das die beiden vertieft waren, war von einer alten Masturbationsverletzung die Rede. Fast lautlos fiel die Tür ins Schloss.

# Blind Date

Rother schaute über den Platz. Wenigstens versuchte er es. Denn irgend etwas schwebte zwischen ihm und dem Platz, obwohl ihn das Gefühl beschlich, bereits mitten auf ihm zu stehen. Vor ihm verschwanden die beiden Türme der Lorenzkirche in einem brüchigen Betonhimmel.

Seine linke Hand spielte in der Hosentasche mit der letzten jener kleinen Pillen, mit denen er sein Leben wieder einmal um zwei Nächte verlängert hatte, die er sonst verschlafen hätte. Doch an diesem Sonntagmorgen war es nicht so wie sonst. Vielleicht hätte er bei Siggi nicht so viel von dem unglaublich guten Grappa trinken sollen, den dieses angebliche Modell aus Italien mitgebracht hatte. Von weitem drang der gequälte Klang der Kirchenglocken in seinen Kopf. Noch immer steckten die Türme im Beton.

Rother hatte ohnehin nicht geglaubt, dass sie wirklich ein Modell war. Schließlich war sie nicht viel größer als er und somit für den Laufsteg einfach zu klein. Fotos, ja. Aber nicht Haute Couture zu Phil Collins und Tina Turner.

Doris! Seit Doris hatte er kein so verwirrendes Mädchen mehr gesehen, keines, das ihm so gefiel, das ihm wirklich gefiel. Dabei hatte sie keinerlei Ähnlichkeit mit Doris, war viel schlanker und fuhr mit den Fingern in lange, schwarze Haare. In glatte, lange, schwarze Haare. Darauf hatte er schon immer gestanden. Und auf Rehaugen. Auf braune Rehaugen, die nach Schutz suchten und...Ein stechender Schmerz erfasste seinen rechten Fuß. Rother fiel der Länge nach hin und konnte seinen Sturz nur mit Mühe abfangen. Shit! Er war in eine Scherbe getreten, eine Scherbe aus grünem Glas. Erst jetzt, seinen Fuß umklammernd, bemerkte er, dass er keine Schuhe trug. Seine schmutzige, graue Socke färbte sich langsam rot. Shit, fluche Rother erneut, und pulte an der Wunde herum. Seine Schuhe musste er vorhin im "Speed I" vergessen haben, denn mit Schuhen konnte er nicht richtig tanzen. Nicht so, wie er es brauchte.

Bald hatte er die Scherbe entfernt. Die Verletzung schien, trotz des vielen Blutes, nicht weiter schlimm zu sein. Ein kleiner Schnitt nur. Die Zehen nickten ihm freundlich zu, der Schmerz war auf dem Rückzug. Rother richtete sich langsam wieder auf, seinen Körper auf seinem linken Bein ausbalancierend, sein rechtes Bein kreiste als Spielbein über dem Pflaster. Der Platz, auf dem er nun wieder mühsam stand, schien noch immer fern zu sein. Ziemlich heavy diesmal, dachte Rother, es wird Zeit, dass du ins Bett kommst. Morgen um halb neun musste er wieder im Büro sitzen, um Anträge abzulehnen, über die sein Chef nach undurchschaubaren Kriterien entschieden hatte.

Doch das Heimkehren fiel ihm schwer, nun, da er wusste, dass seine Füße nur in dünnen Socken steckten. Das Pflaster war morgendlich kalt und seine Augen suchten nach weiteren Minen, die Hunde oder Betrunkene heimtückisch hinterlassen haben konnten. Tief unten reihte sich Stein an Stein, Fuge an Fuge. Zigarettenkippen. Eine Bierdose. Wenig später ein angegessener, etwas anderer Hamburger. Schwarz quoll der Fleischlappen aus dem Brötchenbrei.

Doris hatte weißblonde Haare und ihn vor drei Wochen verlassen. Als er an einem Dienstagnachmittag in die Küche kam, lustlos und aktegequält, lag neben seiner Kaffeetasche ein Brief von ihr. Einfach so. Ihre Bücher, ihre Kleider, ihren Spiegel, ihre Cremes, ihren Fön, alles musste sie am Vormittag in ihre Ente gestopft haben. Bin wieder in Berlin, bei G. und Susan. Endgültig. Fünfundfünzigdreißig Telefongeld in einer Untertasse. Post bitte nachsenden. Das war alles. Aber es kam nie Post.

Den ganzen Tag, die ganze Woche hatte er versucht, sie zu erreichen, doch bei jedem Anruf war nur Susans abweisende Stimme auf den Anrufbeantworter zu hören gewesen. Wir rufen Sie zurück. Doch bis heute wartete er auf diesen Anruf. Auch seine Briefe hatte sie verweigert.

Ein Schwarm riesiger Tauben flatterte auf und flog über den endlosen Platz in den aufgetürmten Himmel. Rother folgte ihrer Spur, konnte aber ihr Ziel nicht ausmachen. Trotz ihrer außergewöhnlichen Größe wurden sie langsam kleiner und verschwanden schließlich aus seinem Blickfeld. Ich muss endlich über den Platz, dachte Rother, zwei Straßen noch, und gleich ins Bett. Die zwei schlaffreien Nächte hatten ihn eingeholt, sein Körpergefühl kehrte zurück, fuhr ihm in die Beine, in die Arme, in den Bauch. Das dumpfe Rauschen in seinen Ohren ließ langsam nach, dafür verstärkte sich aber das Brennen in seinen Augen. Immer wieder musste er die Lider schließen und mit beiden Handrücken, die halbwegs sauber waren, kräftig reiben. Mit frischen Augen tastete er sich dann weiter vor.

Die Lorenzkirche war jetzt schon deutlich nach rechts gewandert, er musste sich mehr links halten. Weiter unten bedrängten sich noch immer stur die Steine. Plötzlich stellte sich ihm ein Wahlplakat in den Weg. Eine Trachtenjacke mit Hirschhornknöpfen trachtete nach seiner Stimme, wollte, lange nach der Wahl, noch immer Bürgermeister werden. Den Kopf hatte jemand, sauber und mit einem Riss, vom Trachtenrumpf abgetrennt und durch eine Kreidezeichnung ersetzt. Eine grässliche Fratze spuckte ihm eine Sprechblase entgegen, deren Text kaum mehr zu entziffern war.

Rother leitete sofort ein Ausweichmanöver ein, versuchte es erst rechts, entschied sich bald jedoch für links, starrte kurz auf den Boden, um das Terrain zu sichern, wich dann erfolgreich aus und stand nach einer halben Drehung unvermittelt vor ihr. Es war das italienische Modell. Mit pechschwarzen Haaren und rehbraunen Augen. Rother zuckte kurz zusammen und war doch freudig überrascht. Damit hatte er nun wirklich nicht gerechnet, sie hier wiederzusehen, sie überhaupt jemals wiederzusehen, nach dieser wilden Nacht bei Siggie, nach seinen missglückten Versuchen, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, sie anzusprechen, sie sogar vorsichtig anzumachen.

Sie lächelte kühl, stand etwas höher als er, sah ihm aber direkt in die Augen. Ihre Haare glänzten trotz des Betonhimmels, sie trug dasselbe schwarze Kleid, dieselben Stöckelschuhe. Rother brauchte einige Zeit. Sein Resthaar musste glattgestrichen, Hose und Jacke kurz abgeklopft werden. Er spürte die Kälte der Steine in seinen Füßen. Für einen Moment schloss er die brennenden Augen, dann entgegnete er ihren unverändert kühlen Blick. Erst jetzt merkte Rother, dass sie nicht allein war. Schräg hinter ihr stand ein großer Mann in einem blauen Blazer, seine Hand ruhte freundschaftlich-beschützend auf ihrer Schulter. Auch er lächelte kühl und überlegen, doch er schien an ihm kein Interesse zu haben, sondern sich ganz auf das Wahlplakat zu konzentrieren.

Lange sprachen sie kein Wort. Rother fehlte einfach der Mut, zumal er ohne Schuhe vor ihr stand und sie in Begleitung eines Mannes war, mit dem er, zumindest äußerlich, kaum konkurrieren konnte. Doch ohne ein Wort gesagt zu haben, wollte er diese unverhoffte Begegnung auf keinen Fall beenden, zu sehr war er fasziniert von dieser Frau, die ihn schon beim ersten Zusammentreffen in ihren Bann gezogen hatte. Auch wenn sie wahrscheinlich kein Modell war.

Rother fuhr mit der Zunge durch seinen trockenen Mund und verteilte Speichel, der irgendwie bitter zu schmecken schien, und eröffnete das Gespräch mit einem freundschaftlich-vertrauten Hallo! Wie geht's? Ganz schön frisch, dieser Sonntagmorgen. Nach weiteren, vorbereitenden Floskeln sprach er die Nacht bei Siggie an, resümierte das eine oder andere Gespräch, lobte den von ihr mitgebrachten Grappa. Doch sie blieb stumm, lächelte noch immer kühl, ohne jedoch den Blick von ihm zu nehmen.

Vielleicht ist es ihr nur lästig, hier auf mich zu treffen, von mir ohne Schuhe angesprochen zu werden, dachte Rother, der seinen Redefluss zugunsten seines Speichelflusses unterbrechen musste. Umständlich glitt seine Zunge mit dem bitteren Sekret am Gaumen vorbei. Warum antwortete sie nicht? Ihr Deutsch war doch ausgezeichnet. Lag es an ihm? Oder lag es an ihrer Begleitung, dem perfekt gestylten Mann hinter ihr, der noch immer teilnahmslos auf den Metallständer mit dem Wahlplakat starrte?

Rother unternahm einen zweiten Versuch, sprach jetzt von Italien, erfand spontan eine geplante Reise in die Toscana, deren landschaftliche Schönheit er lobte, ohne je da gewesen zu sein. Doch auch diesmal blieb die gewünschte Reaktion aus, war das kühle Lächeln nicht zu mildern. Sie blieb stumm.

In Rothers Denken nistete sich ein Verdacht ein, sie schwieg nicht freiwillig, sie wurde offenbar dazu gedrängt, die Hand ihres Begleiters lag nicht freundschaftlich auf ihrer

Schulter, sondern bedrohlich. Warum war ihm das nicht schon eher aufgefallen? Wahrscheinlich lag es an diesem völlig verquerten Morgen, an diesem unüberwindlichen Platz, der ihn bislang an der ersehnten Heimkehr gehindert hatte. Doch jetzt schien ihm die Situation klar zu sein: Dieser Schönling in seinen teuren Designerklamotten, der ihn so arrogant ignorierte, musste sie irgendwie in seiner Gewalt haben, verbot ihr, durch sanften, aber spürbaren Druck auf ihre zarte Schulter, ihm, dem zufällig getroffenen Bekannten, zu antworten, dieses harmlose Gespräch über Grappa und Italien zu führen.

Jetzt glaubte Rother sogar, etwas Leidendes in ihrem Blick zu erkennen, etwas Ängstliches, das ihn zum Eingreifen aufforderte, seine Hilfe erwartete. Er machte einen entschlossenen Schritt auf sie zu, erhielt jedoch einen plötzlichen Schlag ins Gesicht, der ihn wieder zurückweichen ließ. Also hatte er sich nicht getäuscht, sein schwarzhaariger und rehägiger Traum war tatsächlich in Gefahr, überquerte nicht freiwillig an diesem Morgen diesen Platz.

Seine nächste Annäherung begann er vorsichtiger, taktisch klüger, ohne den Schönling aus den brennenden Augen zu lassen. Doch auch diesmal scheiterte er. Wie auch immer er es fertigbrachte, sein Widerpart ließ ein Eingreifen nicht ohne weiteres zu, wehrte ihn irgendwie ab, hielt ihn durch etwas für ihn nicht Erkennbares zurück. Rother massierte seine Augen, konnte jedoch nichts ausmachen, allenfalls ein mattes Flimmern stand im Raum, das er nicht zu deuten wusste.

Das sollte ihm nicht ein weiteres Mal passieren. Zwar war Rother in allen Formen der körperlichen Auseinandersetzung ungeübt, kannte weder Finten noch miese Tricks, doch für sie war er bereit, zum Äußersten zu greifen, und das war der metallene Plakatständer, auf den sein Gegner unentwegt starrte. Wenn er ihn unbedingt haben will, soll er ihn auch bekommen, dachte Rother. Ihm gelangen die wenigen Schritte, dann packte er den geköpften Volkstümlichen an den Scharnieren, stemmte ihn in beachtliche Höhe und trat, leicht taumelnd, seine letzten Kräfte bündelnd, mit halbwegs sicheren Schritten gegen den Schönling im feinen Dress an.

Ein berstendes Geräusch signalisierte seinen Triumph. Der Widerstand war gebrochen. Sein Gegner stürzte nach hinten, und Rother landete, den Plakatständer vor dem Bauch, liegend auf ihm. Vorsichtig hob er den Kopf. Der eben noch so bedrohlich wirkende Schönling lag jetzt mit verdrehten Armen unter ihm und brachte kein Wort heraus. Sein Sieg war total, doch Rother, noch immer in der Horizontalen, spürte die eben geleistete Anstrengung, das Aufbäumen seines erschöpften Körpers, der nun als Ballast auf ihm ruhte und danach lechzte, den entzogenen Schlaf nachzuholen.

Rother war für einen Moment versucht nachzugeben, loszulassen, sich ein paar Minuten in dieser Lage zu gönnen, aber der Gedanke an sie hielt ihn wach. Wo war sie, ihre schwarzen Haare, ihre braunen Rehaugen? Wie würde sie auf ihren Befreier reagieren? Mühsam löste er sich von seiner harten Unterlage und hob den Kopf. Sie war fort, wahrscheinlich geflohen, als der Kampf seinen Höhepunkt erreichte, doch dann sah Rother unverhofft in ihre weit geöffneten Rehaugen. Offenbar hatte er nicht nur ihren Begleiter, sondern auch sie mit dem schweren Plakatständer zu Fall gebracht.

Rother sprach sie an, strich ihr mit der Hand über die Wange und erschrak, denn seine tröstende Annäherung hinterließ eine dunkle Blutspur. Sie war verletzt. Er hatte sie verletzt. Rother's Hand zitterte, er redete auf sie ein, entschuldigte sich, beruhigte sie, machte ihr Mut. Noch immer schien sie ihn anzulächeln, noch immer sprach sie kein Wort. Vorsichtig wischte er ihr die schwarzen Haare aus dem Gesicht. Erst jetzt begriff er, dass nicht sie, sondern er verletzt war, dass er ihr sein Blut auf die Wange geschmiert hatte. Für einen Augenblick gaben seine Lider nach.

Irgendwie war Rother erleichtert. Er wandte sich um und entdeckte einen ansehnlichen Glassplitter, der in seinem Oberarm steckte und für ein dünnes Blutrinnsal sorgte, das am Handgelenk dicke Tropfen bildete. Schon wieder Glas, fluchte Rother und zog den Splitter, seltsamerweise verspürte er dabei keinen Schmerz, mit einem Ruck aus der Wunde. Da es ihm nicht gelang, sich von dem Volksvertreter und seinem noch immer regungslosen Gegner zu erheben, ließ er sich von dem Plakat rollen und landete endgültig in ihren Armen, also dort, wo er schon in der vorletzten Nacht hatte landen wollen. Jetzt hatte er, nach einer weiteren durchtanzten Nacht, nach einem unerwarteten frühmorgendlichen Wiedersehen, nach dem ersten richtigen Zweikampf seines Lebens, sein Ziel erreicht. Soll doch Doris in Berlin versauern, wünschte Rother, während seine Hand über ihre Schenkel und ihren Rücken glitt, ihre blutverschmierte Wange streichelte und ihren Arm berührte, der starr und

unbeweglich wie ein Pfahl in die Luft wies. Ihre Haut fühlte sich trocken an, ihr Fleisch fest, ihre Lippen ließen jede Weichheit vermissen. Rother versuchte, ihre Steifheit zu lösen, ihr Wärme und Geborgenheit zu schenken, sie nach diesem Schock zu beruhigen. Vorsichtig zog er sie näher an sich heran, willig ließ sie seine Berührungen zu. Er war glücklich. Nach zähen Wochen der Niederlagen, die ihm vor allem Doris zugefügt hatte, sogar offen, vor Freunden.

Der Moment des Triumphes und des Glücks vermählte sich schnell mit seiner künstlich hinausgezögerten Müdigkeit. Noch bevor ein Polizeiwagen das Geschäftshaus in der Nürnberger Innenstadt erreichte, war Rother in den Armen seines italienischen Traumes eingeschlafen.

©opyright 2001 by

**readersplanet**



*Viele weitere deutschsprachige ebooks aus den Bereichen  
Science Fiction, Erotik, Krimi, Western, Action, Horror,  
Fantasy, Jugend- und Sachbuch finden Sie im Internet unter  
[www.readersplanet.de](http://www.readersplanet.de)*